95. JAHRGANG 1947 4. HEFT

THEOLOGISCH-PRAKTISCHE
QUARTALSCHRIFT

Diakon

Gedanken zur 6. Weihestufe des neutestamentlichen Priestertums

Von *P. Kasimir Braun O. M. Cap.*, Würzburg

Ego autem in medio vestrum sum, sicut qui ministrat (ho diakonōn, Lk 22, 27b).

I. Rememorando renovari

Im Ascendendo der Weihegrade und im Crescendo der Weihevollmachten ist der Diakonat die sechste Weihestufe empor zum neutestamentlichen Priestertum und die zweite der höheren Weihen, zugleich der erste Grad der Teilnahme am sakramentalen Priestersein selber. Erstmals bei dieser Weihe erklingt das inhaltsschwere Praeconium der Weihepräfation, legt der Bischof, wie die Apostel bei der Wahl und Weihe der ersten Diakone (Apg 6, 6), den Weihlingen unter Gebet die Hände auf und vermittelt ihnen nicht bloß die Amtsgnade oder ein Charisma, sondern den persönlichen Heiligen Geist, und zwar für dauernd, nicht für einige Augenblicke ekstatischer Zustände. Mit Recht! Denn während keine der vorausgehenden fünf Weihen Anteil am sakramentalen Priestertum gibt und der Weiheritus selbst den Subdiakonat nur als Officium bezeichnet hat, verleiht die Diakonatsweihe *sakramentalen Charakter,* gibt den Ordinanden den *ersten Grad der Teilnahme am eigentlichen Priestertum* und macht sie zu (nach Thomas S. th. III, 67, ministeriales et quasi instrumentales, nach CJC., 845, § 1, extraordinarii) ministri et dispensatores mysteriorum Dei, comministri et cooperatores Corporis et Sanguinis Christi, mit der Amtsvollmacht und Pflicht: ministrare ad altare, baptizare et praedicare (Weiheritus).

Für eine derartig eng den Geheimnissen Gottes und Christi verpflichtende Amtsaufgabe braucht der Weihling wesensnotwendig den Heiligen Geist als Amtsgabe. Für den aber darf er kein vas abominabile sein. Luce clarius ist darum, daß die „Sancta Mater Ecclesia" (wieviel heilige Hoffnungen, Bindungen und Empfindungen wechseln in diesem warmen Wort des Weiheritus zwischen dem Herzen der „Heiligen Mutter Kirche" und den Herzen der

Ordinandi, bzw. der schon seit langem Ordinati hin und her wie Ruf und Widerhall!) die Gottesgeheimnisse und den eucharistischen Heiland nicht unheiligen Händen anvertrauen darf: *Sancta Sanctis!* „Herausgehoben seid ihr aus den Gelüsten des Fleisches und der Begierden der Welt", lautet darum der indikative Imperativ des Weiheritus mit deutlichem Hinweis auf das Levitenamt des Diakons (Levit = der Herausgenommene). Ausdrücklich aber verlangt die rituelle bischöfliche Mahnung und Unterweisung von den zu solch heiligen Dingen Berufenen noch als wesens- und standesgemäße Eigenschaften: „Ut sint nitidi, mundi, puri, casti, ab omni illecebra carnis alieni." Welch außerordentliche Häufung von Synonyma, die den schon dem Subdiakon auferlegten Zölibat beim Diakon nach Inhalt und Umfang bereits als verwirklicht annimmt und noch eindringlicher auf die Seele bindet!

Und ganz bekümmert um möglichst tugendreiche Diakone fährt fordernd die „Heilige Mutter Kirche" durch den Mund des Bischofs fort: „Abundet in eis totius forma virtutis, auctoritas modesta, pudor constans, innocentiae puritas, spiritualis observantia disciplinae." Abundet auctoritas modesta: Nicht ein großtuerisches oder gar herrisches, sondern ein von einer zwar grundsatzfesten, aber liebenswürdigen Bescheidenheit wohl temperiertes Autoritätsbewußtsein! Abundet pudor constans: In einsamer Kammer wie auf belebter und oft sehr anzüglicher Straße, im Verborgenen wie in aller Öffentlichkeit und auch noch im Alter nicht spielend mit dem Feuer! David, der von Gott Auserwählte und Hochbegnadete, den Augustinus (Ps 118, Prol. 1) den „magnus moralium magister" nennt (sind wir nicht dasselbe?), fällt gerade im vorgeschrittenen Alter tief und häßlich. Und die senes im Garten der Susanna? Ob ihres ehrwürdigen weißen Haares hält man sie einer Schlechtigkeit für nicht fähig und dafür nicht anfällig, und dabei haben sie das Mißtrauen auf sich selbst verlernt. In der Jugend sind die Versuchungen häufig und stürmisch, im Alter oft überrumpelnd und heftig. Abundet pudor constans! Auch als Quelle, Präservativ und Konservativ für die puritas innocentiae! Abundet spiritualis observantia disciplinae: Nicht das hausbackene, allem Mehr abholde Mittelmaß, sondern eine abundantia von geistlicher Disziplin und innerem, mit Herz und Willen geleistetem Gehorsam, nicht ein bloß äußerer militaristischer! Anima subdita sit, sagt ja der Apostel, anima, nicht corpus! Es wäre ja sonst die Parade einer Panzerdivision (wie hat da alles geklappt, tipp topp bis auf den Zentimeter genau alles ausgerichtet! Aber frage mich nicht, wie es in den Soldaten aussah, zum Bersten vor Wut!) dem Himmel ein herrlicheres und begehrteres Schauspiel als die acies ordinata der kirchlichen Hierarchie und Disziplin. Wobei die „Heilige Mutter Kirche" gewiß von manchem ihrer

Söhne dessen ehemaligen hurtigen Gehorsam selbst seinem „Schani" gegenüber auch für sich mütterlich ernst (oder traurig!) wünscht und ersehnt, hier freilich beseelt und geleitet vom rechten, d. h. übernatürlichen Geist!

All diese, und zwar das Alltagsmaß überschreitenden Tugenden (Abundet!) sind dem Weihling notwendig, zwar nicht in der Vollendung — die „Heilige Mutter Kirche" weiß sich sehr gut als Mutter auf der Erde unter schwachen Kindern, nicht im Wolkenkuckucksheim, wohl aber in einem über das Alltagsmaß hinausgehenden Streben. Es werden ihm ja doch auch das Alltagsmaß weit überragende Dinge übergeben: Gottes hochheilige Geheimnisse und Christi hochheiliges Fleisch und Blut. Sancta Sanctis!

Ein Zweites drängt ihm diese Notwendigkeit auf: Durch den Diakonat erhält der Ordinand schon *Anteil am Priestertum,* wird also in eminenterem Sinn als der Laie durch die Taufe ein „alter Christus", hat darum aber auch in eminenterem Sinn des ewigen Hohenpriesters Sendung an die Menschen weiterzuführen: Ut vitam habeant et abundantius habeant (Joh 10, 10), durch die Taufe, wo er ihnen das göttliche Leben (welches das „überfließendere" ist) schenkt, und durch die heilige Kommunion, wo er es mit der göttlichen Speise nährt. Zwar wirken Taufe und Kommunion als Sakramente ex opere operato; aber belanglos ist es nicht, ob der Sakramentenspender tugendreich oder tugendarm oder tugendlos, bzw. lendenlahm im Streben nach Tugend ist. Erst recht nicht für sein drittes Amt, das praedicare. Sodann aber lautet doch seine ganze, sakramental unterbaute Sendung nach Apostelgeschichte 6, 2: diakonein tais trapézais, wobei dieses „dem Tische Dienen" der biblische und apostolische Terminus ist sowohl für das Bereiten des Armentisches wie für den Dienst beim „Herrenmahl" und an den dazu Berufenen, als auch überhaupt an all den einer der 14 leiblichen und geistigen Barmherzigkeiten Bedürftigen. Und da gilt der Satz: Niemand gibt, was er nicht hat. Und wer nur wenig hat, kann auch nur wenig geben. Man stelle sich nur einmal einen Diakon (noch mehr einen Priester) ohne die obigen Tugenden (bzw. ohne ernstliches Streben nach ihnen) vor! Wie wird der wohl den Tisch des Herrn bereiten, die Sakramente spenden, die zum Gastmahl des Herrn Berufenen bedienen, an den Bedürftigen die Werke der Barmherzigkeit üben? Nein, für die „Generalkommunion" aller Berufenen und Bedürftigen muß er (mehr noch der Priester) ein Ciborium plenum gratiae et veritatis sein!

Und zum Dritten ist nicht zu übersehen, daß die (zum mindesten zäh angestrebte) *Tugendfülle geradezu die conditio sine qua non für ein gedeihliches Wirken und Dienen an den Menschen ist.* Sie gewinnt dem Diakon, bzw. Priester die Achtung und

das Vertrauen, macht ihn dem Volke annehmbar, ja begehrt und beliebt, öffnet ihm Ohren, Herzen und Willen zur erfolgreichen Beeinflussung. Vita bona, bonus syllogismus. Sonst wäre er ja nur ein Deklamator und Theaterspieler! Und gerade der moderne, allen Deklamationen und Proklamationen abholde und sehr kritisch gegenüberstehende Mensch würde ihm das für ihn sehr peinliche und sich ihm versagende „Medice, cura teipsum" kalt ins Gesicht sagen. Und nicht einmal zu Unrecht! Der Moderne kennt die vier Evangelien nach Matthäus, Markus, Lukas und Johannes, glaubt sie wenigstens zu kennen, er hat schon genug davon gehört. Nun will er das fünfte sehen, das allein ihn packt, überzeugt und gewinnt; und das ist der Priester, der die vier geschriebenen Evangelien ehrlich und ernstlich zu leben sich bemüht.

Darum ist es auch gar keine konventionelle Frage, sondern eine auf Ehre und Gewissen, die der Bischof an den Archidiakon, der ihm die Ordinanden vorstellt, richtet: *„Scis illos dignos esse?"* Wie muß bei dieser Frage dem Weihling das Herz erzittern! Wie auch denen, die ihn vorzubereiten und dem Bischof zu beleumunden hatten! Wie auch dem Bischof selber, der mit dieser Frage sich selbst zur Vorsicht mahnt, ja keinem Unwürdigen die Hand aufzulegen! Wie aber auch jenen, die als Priester schon seit Jahren Diakone sind! Für sie ist ja die Aufzählung dieser der Würdigkeit eines Diakons wesenhaften Standestugenden eine Gewissenserforschung auf Ehre und Seligkeit, ob sie sie vervollkommnet oder vermindert oder gar verloren haben! Rememorando renovari!

Und als sei ihm der Leumund des Archidiakons noch zu wenig und er dürfe sich damit nicht begnügen, fragt der Bischof, wie einstens die Apostel bei der Wahl und Weihe der ersten Diakone (Apg 6, 2 ff.), auch noch das ganze Volk nach der Würdigkeit des zu Weihenden, nach etwaigen Bedenken und Hindernissen und mahnt es „pro Deo et propter Deum" (Weiheritus), sie wenigstens jetzt noch, im letzten Augenblick noch vorzubringen, auf daß ja kein Unwürdiger dem Heiligtum nahe. Aus dem Volke kommt ja der Weihling, in ihm soll er wirken. Soll er es gedeihlich können, muß er in gutem Ruf und Vertrauen stehen. Welche Antwort würde dem Bischof vom Volke her werden, wollte er es über uns, die schon fünf, zehn, fünfzig Jahre Diakone sind, fragen? Müßte es „pro Deo et propter Deum" statt des obigen Katalogs der priesterlichen Tugenden einen ganzen Katalog priesterlicher Untugenden aufzählen?

Das commune votum, um das der Bischof Archidiakon und Volk befragt hat, geht über in die communis oratio für die Ordinanden. Wohl wissend, daß von den Ordinanden Dinge verlangt werden, die über ihre menschliche Kraft gehen, aber auch wohl wissend, daß sie sie können in dem, der sie stärkt, bestürmen

Bischof, Klerus und Volk in der *Allerheiligenlitanei* den Dreifaltigen Gott, die Muttergottes, alle Engel und Erzengel, alle heiligen Patriarchen und Propheten, alle heiligen Apostel, Evangelisten, Märtyrer, Bekenner, Jungfrauen und Witwen, die ganze triumphierende und streitende Kirche für die Ordinanden, es möge Gott, der Allmächtige, seine segens- und siegreiche Gnade über sie ausgießen und die Gabe, die er ihnen mit der Weihe verleiht, auch gnadenvoll *bewahren* (Weiheritus). Es genügt ja nicht, die Gabe zu empfangen, sie zu bewahren ist das Entscheidende, „ut clarescant et spirituali conversatione praefulgentes gratia sanctificationis eluceant" (Weiheritus). Wiederum, welch nachdenklich stimmende Häufung der Synonyma: Clarescant, praefulgentes, eluceant! Nicht im Strohfeuer einer augenblicklichen Hochstimmung, nicht wie das Minutenlicht der Leuchtkugel im Vorfeld, auch nicht wie die Stichflamme des Fanatikers, sondern wie das milde ewige Licht vor dem Tabernakel, das ist die Gnade der Beharrlichkeit in allen Tugenden. Welch ewigkeitsernste Sorge der Sancta Mater Ecclesia um die Ordinanden und Ordinati springt und spricht einen aus all dem an! Eine heilige Mutter will heilige Kinder. Die heilige, ewigkeitsernst besorgte Mutter Kirche will ewigkeitsernst und beharrlich besorgte Söhne für den Vater im Himmel, nicht in Pflichtvergessenheit absackende Heli-Söhne. Bringen wir es übers Herz, eine so heilige Mutter zu enttäuschen? Wollen wir den sieggekrönten, ruhmreichen Führer aller Diakone, den heiligen Erzdiakon Stephanus, enttäuschen, dem alles Volk das Zeugnis gab, er sei plenus fide et sapientia, fortitudine et gratia et Spiritu Sancto, cuius facies sicut facies Angeli (Apg 5, 8 und 15, 7. 55)? Oder richtiger: Den enttäuschen, der allein mit Recht sich nennen darf: „Der Diakon", Jesus Christus (Lk 22, 27)? Sicherlich nicht! Wir wollen ja auch einmal an unserem Lebensende mit Stephanus ausrufen können: „Video coelos apertos"; ja mit dem Diakon katexochen: „Vado ad Patrem!"

Dergestalt durch den Heiligen Geist und die eigene beharrliche, durch kein Versagen müde resignierende Mitarbeit ist der Weihling und wird es immer mehr: ein würdiger, williger und fähiger Diakon, eine Freude für den Himmel und ein Segen für die Erde.

II. Die Diakonatsweihe eine Theologie des Dienens

Diakonos heißt Diener.

Im biblisch-kirchlichen Sinn ist der Diakon der zum caritativen Außendienst an der Gemeinde, zum Wortdienst in der Predigt, zum Gottesdienst der eucharistischen Feier und zur Spendung der Taufe und Kommunion sakramental geweihte und extraordinarie bestellte Diener.

Menschlicher Stil ist: Nicht dienen wollen, sondern herrschen. Der Ausdruck Diakon ist der Profangräzität entnommen und bedeutet zunächst: Bei Tische dienen, dann ganz allgemein: Diener sein. Dem Griechen, selbst dem sonst edlen Platon (vgl. Gorg. 521, a, b), ist Dienen etwas Entwürdigendes und darum vom freien Menschen abzulehnen. Zwar den Staatsdienst läßt er noch gelten, aber nur als Mittel und Weg zur Entfaltung der eigenen Persönlichkeit. Weil nämlich die Einzelpersönlichkeit als Mikrokosmos in den Makrokosmos (= das in schöner Ordnung harmonische Weltall), dessen Abbild die Politeia ist, hineingeboren ist, muß sie auch mit dem Kosmos, näherhin der Politeia, harmonisch verbunden bleiben, um sich selber schön und harmonisch entfalten zu können. Aber einem Mitmenschen, gar einem von der misera plebs, dienen durch die Erfüllung ganz konkreter Dienste der Nächstenliebe, kommt für den freien Griechen nicht in Frage. Ähnlich ist Roms Mentalität und Spruchweisheit: Odi profanum vulgus et arceo! Desgleichen die der Gegenwart. Israel hatte sein großes Gebot: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! (Lev 19, 18.) Das hat den harten griechisch-römischen Dienstbegriff aufgeweicht. Aber das Spätjudentum, zumal das Pharisäertum, hat ihn mit seiner immer stärker durchgeführten Unterscheidung zwischen Gerechten und Ungerechten, zwischen auserwähltem Volk und den Gojim neuerdings verhärtet und ließ selbst die heidnische Auffassung ins Judentum einsickern. Menschlicher Stil ist eben: Nicht dienen wollen, sondern herrschen!

Göttlicher Stil aber ist: Dienen, Diakon sein! Immer wieder wendet sich der Weiheritus des Diakonats an die Trinität, bald in direktem Anruf, bald in indirekten Worten. Das ist auffallend und doch wieder nicht. Wenn der neutestamentliche Diakon der sakramental geweihte und bestellte Diener ist, dann holt die Kirche Gottes für ein solches Dienen auch die gründlichste Begründung herbei. Und das ist die Trinität. Denn gerade an und in der Trinität erkennt man, daß *Dienen göttliche Art* ist. Und zwar

1. im *innertrinitarischen Leben.* Inhalt des Trinitätsdogmas ist: Drei konkrete, selbstbewußte, selbständige, selbstmächtige, absolut vollkommene Personen sind Inhaber der einen göttlichen Wesenheit, und zwar jede für sich und unvertauschbar: Ein anderer ist der Vater, ein anderer der Sohn, ein anderer der Heilige Geist. Somit ist die Trinität das Hochbild der Individualität! Aber diese drei Personen sind keine egoistisch-solipsistischen Individualisten, sondern im aktivsten gegenseitigen Altruismus „sozial": Der Vater erzeugt im ewigen nunc stans den Sohn und gibt ihm sein göttliches Sein, Wesen und Leben. Aus Vater und Sohn geht im gleichen ewigen nunc stans der Heilige Geist hervor, dem Vater

und Sohn im Flammenbogen ihrer gegenseitigen unendlichen Liebe ihr göttliches Sein und Leben zuhauchen. Sie teilen völlig miteinander ein und dasselbe göttliche Sein und Wesen. Alles ist ihnen gemeinsam: Die ganze unendliche Fülle des göttlichen Seins und Lebens, die ganze unendliche Fülle der Allmacht, Allwissenheit, Wahrheit, Schönheit, Heiligkeit und Seligkeit. Auch ein und dasselbe Prinzip, Motiv und Werk haben die drei Personen gemeinsam, das Prinzip, Motiv und Werk der Gemeinnützigkeit, des Dienstes am anderen: Jedem das Meine, jedem mein ganzes Wesen und Sein. Die Trinität, das Hochbild der Individualität, auch das Hochbild des „Sozialismus"! Goethe — er ist sicher kein Kronzeuge, aber hin und wieder ein Beiständer, wie ja überhaupt die anima naturaliter christiana — hat recht, daß nur der richtige Egoist auch der richtige Altruist ist.

Dienen ist also göttlicher Stil, Wesensgesetz des innertrinitarischen Lebens.

2. Es ist auch göttlicher Stil im *Wirken der drei göttlichen Personen nach außen.* Lex essendi lex agendi. Denn jeder der drei Personen werden entsprechend ihrer persönlich-individuellen Eigenart ein ganz individuelles Wirken und ganz individuelle Werke nach außen zugeeignet: Dem Vater das Schaffen und das Schöpfungswerk, dem Sohn das Erlösen und das Erlösungswerk, dem Heiligen Geist das Heiligen und das Heiligungswerk. Aber auch da wieder das gleiche Prinzip, Motiv und Werk: Dienst, und zwar hier Dienst am Menschen. Dem Menschen dient die erste Person in Gott, der *Vater,* durch die Schöpfung! Für den Menschen hat er die Welt erschaffen, daß sie ihm als Wohnstatt diene. Und wie herrlich und gut hatte er sie geschaffen! Davon reden einmütig und in Superlativen der Glückseligkeit die Schöpfungsmythen aller Völker und der Schöpfungsbericht der Heiligen Schrift. Daß sie nun Bauschäden hat und den Holzwurm und Hausschwamm und allerlei giftiges Getier darin herumkriecht, kommt nicht von Gott, sondern von den Menschen und ihrer Untat, wovon wiederum einmütig und in Superlativen der Unglückseligkeit die Mythen der Völker und die Heilige Schrift vom Sündenfall der Menschen reden. Und Gott der Vater hat, ein wahrer Diakonos, die Welt als das große Lebensmitteldepot geschaffen für die Menschen und ihren Hunger, und als Hochschule, die ihnen dienen soll zur immer größeren Erkenntnis Gottes, fast will es scheinen mehr noch durch die Kleinstwelt der Atome, als durch die Riesenwelten der Gestirne. Jede neue Entdeckung, die ich in der Sternenwelt mache, läßt mich neu die Größe, Allmacht und Weisheit Gottes erkennen und anbeten, bekennt Schiaparelli, der große Astronom, und bekennt Planck, der große Forscher auf dem Gebiete der Atome.

Dem Menschen dient die zweite Person in Gott, der *Sohn,* durch die Erlösung, durch die Liebestat von Bethlehem („Qui propter nos homines et propter nostram salutem descendit de coelis"), durch die Opfertat von Golgatha („Crucifixus etiam pro nobis"), durch die Einsetzung der heiligen Sakramente („Sacramenta propter homines"), zumal der Taufe und Buße, wo er den Menschen als Spender des göttlichen Lebens dient, sowie des Altarsakramentes, wo er, gleichfalls ein diakonos, den Tisch und die Speise für das göttliche Leben in ihnen bereitete, und der Priesterweihe, wo er Tisch und Lebensspeise verewigte; denn durch dieses Sakrament befähigt und beordert er die rite et recte geweihten Priester, angefangen vom Papst, dem „Servus Servorum Dei", bis zum letzten Dorfkaplan zu Dienern und Ausspendern der Geheimnisse Gottes, daß sie die zum Gastmahl des Herrn Geladenen mit dem Brote der Wahrheit, der Gnade und des Lebens bedienen. Und geladen sind alle, am dringlichsten das Bettlervolk auf den Landstraßen des Lebens und die Zaungäste des Glückes. „Compelle intrare", lautet der Befehl des göttlichen Gastgebers an seine gerade zur Einladung dieses Strandgutes irdischen Glückes ausgesandten Knechte.

Dem Menschen dient die dritte Person in Gott, der *Heilige Geist,* dessen Dienst am Menschen ja ist, als „Pater pauperum, dator munerum, Altissimi donum Dei, fons vivus, ignis, caritas et spiritualis unctio" die Menschen zu heiligen, durch seine Person und seine Gaben und Gnaden, und sie so zu Kindern Gottes, Teilhabern des göttlichen Lebens und dereinstigen Mitbesitzern der Seligkeiten Gottes zu machen.

3. Ein Drittes läßt erkennen, daß Dienen göttlicher Stil ist. Das innertrinitarische Leben der drei göttlichen Personen und damit auch ihr „Dienstverhältnis" zueinander ist nur geoffenbartes Mysterium und darum hienieden auch Objekt nur unseres Glaubens, nicht unseres Schauens. Auch ihr Dienen in ihrem Wirken nach außen; aber hier nicht mehr Objekt nur des Glaubens, sondern auch schon Objekt unserer Sinneserkenntnis, also menschlicher Empirie. Gott, der den Menschen als Sinnenwesen erschuf, wollte, ja (relativ natürlich, secundum quid) mußte sich ihm als durch die Sinne erkennbar, also empirisch, offenbaren. Und er tat es durch die Menschwerdung seines eingeborenen Sohnes. Da bezeichnet nun der menschgewordene Gottessohn als Absicht des Vaters und als seine eigene Absicht und Bestimmung ausdrücklich gerade das Dienen: „Ich bin gekommen, um zu dienen, nicht um mich bedienen zu lassen", und „Ich bin mitten unter euch als der Diakonōn" und „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr tut, wie ich getan habe". Diese Worte wurden von ihm gesprochen, nachdem er sie in einem Leben des Dienstes selber

getan hatte, sind also auch nicht leere Deklamationen, sondern vorgelebte Lehre, vorgelebt und gesprochen von dem, der die menschgewordene, sichtbar, empirisch gewordene Projektion des innertrinitarischen Dienens in unseren Aeon herein ist, auf daß auch wir tun, wie er getan, und wir so auch der innergöttlichen Harmonie den Weg zu den Menschen und damit auch dem irdischen Glück der Menschenkinder bereiten. Denn glücklich ist und kann nur der Mensch sein, der wie überall so auch hier das Abbild Gottes ist. Persönlichkeit und Gemeinschaft, Individualismus und Sozialismus wurden von den Menschen zu feindlichen Brüdern gemacht, indem sie sich durch die Sünde zu Kindern des Teufels machten, den der Heiland den „Allesdurcheinanderbringer" nennt (Teufel = diabolos, von diaballein = alles durcheinanderbringen). Alle Wege ist man schon gegangen, die feindlichen Brüder zu versöhnen, nur einen nicht, den einzig richtigen, jenen nämlich, der allein von sich sagen kann: „Ich bin der Weg," *Jesus Christus, den Diakon.*

Er hat dem Dienen selber den herrlichsten, wahrhaft göttlichen Dienst erwiesen, indem er (pointiert, aber cum omni fundamento in re ausgedrückt) es aristokratisierte dadurch, daß er dem bis dahin sehr autokratisch aufgefaßten und praktizierten Herrschen ein demokratisches und theokratisches Element und dem für plebeisch und den freien Menschen entwürdigend gehaltenen Dienen ein theokratisches Ferment beimischte. Sein Diakonatsdienst am Dienen: Er hat dem Herrschen ein demokratisches und theokratisches Element gegeben.

a) *Das demokratische Element.* Er, Gott selber, der Herrscher aller Herrscher, wird Mensch! Aber nicht einer von der Herrscherschicht, sondern einer vom demos! Und demos war damals das dienende und darum verachtete und gedrückte Volk, im schärfsten Gegensatz zu seinen Herrschern. Das allein schon ist ein über die Maßen demokratischer Zug an ihm! Nicht in Herrschergestalt kam er, der Herr aller Herrscher, sondern wiederum sehr demokratisch und volksverbunden, in Knechtsgestalt: formam servi accipiens. Er ist der einzige Mensch, der sich seine Mutter, Wiege, Wohnung und Wege selber wählen konnte. Er wählt und nimmt sich seine Mutter nicht aus der Aristokratie, sondern aus dem armen Volk. Er wählt und wird geboren nicht im Königspalast, sondern, wiederum sehr volknah, und zwar dem allerärmsten Volke nah, im Viehstall und in eine Futterkrippe als Wiege gelegt. Er wählt und nimmt seinen Weg nicht an die Hochschule des Landes, wo sich die kommende religiöse, intellektuelle und politische Führerschicht ausbilden läßt, sondern in die Zimmermannswerkstatt; dafür muß er sich wiederum sehr volksverbunden wegen seines Mangels an höherer Bildung und als Glied

der Arbeiterkaste von der Herrenschicht und ihrem impertinenten Dünkel schief anschauen lassen. Daß er sich sodann die Träger und Verbreiter seiner Ideen und seines Reiches nicht aus den oberen Zehntausend, sondern aus den unteren Hunderttausend holte, ist wieder ein nicht minder demokratischer Zug wie der andere, daß seine „Missio canonica" auf das arme, gedrückte, mühselige und beladene Volk lautete; dessen wollte er sich erbarmen, zu dem ging er als der Frohbote und der gute, Wohltaten spendende Heiland der Armen, Kranken, Unterdrückten, Entrechteten und Geächteten, der Unterklassenbevölkerung also; wobei nicht eigens hervorgehoben werden muß, daß auch viele Reiche im Geiste arm, viele Große klein und demütig sind, viele von der Herrenschicht sich unterworfen und versklavt wissen, versklavt dem Fürsten dieser Welt, der Frau Welt und dem Tyrannen Ego, daß sie diese Versklavung bitter weh empfinden und ihrer los werden möchten, und daß auch bei den oberen Zehntausend viele guten Willens sind, welchen allen Christus voll der Freude seines Herzens auch der gute Heiland sein will und ist. Und auch das hat er mit dem Volke gemein, daß ihn die Herrenschicht bluten ließ und in den Tod schickte, nicht aber daß er, wie die Herren dieser Welt, das Volk für sich bluten ließ und in den Tod schickte, obwohl er es leicht gekonnt hätte, denn das Volk lief ihm begeistert nach und huldigte ihm mehrmals wie einem König. Ist es nicht weiter ein über Menschenmaß demokratischer Zug, daß er, der Herr, die Knechte, und zwar seine Knechte und Untertanen, die ihm den Gehorsam aufgekündigt und gegen ihn gefrevelt haben, erlöste, erlöste mit seinem eigenen Blut und Leben. Und noch erhabener, ein Diakonatsdienst, wie ihn wahrhaftig nur der Gottkönig leisten kann: Er, der am Karfreitag freiwillig als Lösegeld für seine Knechte und Beleidiger diente, setzt für sie am Gründonnerstag das Allerheiligste Altarssakrament ein, um ihnen sogar als Speise zu dienen, übergibt es seinen durch das Sakrament der Priesterweihe gesalbten Priestern zu treuer Hand und Verwaltung („Tut dies zu meinem Andenken!") und verewigt so seinen Dienst an seinen erlösten Knechten und Untertanen als ihr Tischbereiter und ihre Speise zugleich. Hier hat der Heiland, bevor auf Golgatha die Sonne seines irdischen Lebens sich neigte, noch einmal das ganze Glutmeer seiner dienenden Liebe zusammengefaßt, um es über die ganze Erde hinströmen zu lassen, so wie die untergehende Sonne noch einmal ihre Leuchtkraft zusammenfaßt und im verklärenden Alpenglühen über alle Berge ausgießt. Da ward der Sonnenuntergang seines irdischen Lebens der Sonnenaufgang seiner göttlichen Liebe, der keinen Untergang mehr kennt.

Diesem stark demokratischen Zug seines Lebens entspricht ein nicht minder stark demokratischer Zug seiner *Lehre*. Er stellt die Frage: „Wer ist größer: der, der bei Tische sitzt und sich bedienen läßt, oder der, der bedient?“ (Lk 22, 27). Der Grieche und Römer und selbst der zeitgenössische Jude, ja sogar die Jünger, wie der diese Heilandsfrage auslösende Rangstreit vermuten läßt (vielleicht sogar auch wir?), würden antworten: „Der, der sich bedienen läßt.“ Jesus aber antwortet: „Nein.“ Indes er antwortet nicht mit dieser bloß wortmäßigen Behauptung, sondern scharf pointiert mit der lebendigen Wirklichkeit, die er selber ist und die er eben in der Fußwaschung und in der Feier, Austeilung und Einsetzung der Eucharistie neuerdings und in erhabenster Art geworden ist: „Ich bin mitten unter euch als der Bedienende, der Diakonōn“, ich der Größte, der Herr und Gott; und ich bin gekommen nicht mich bedienen zu lassen, sondern um zu dienen, sogar bis zur Hingabe meines Lebens als Lösegeld (Lk 22, 26 ff.). Daraus zieht er, genau seiner eigenen Haltung entsprechend, die Forderung an seine Jünger: „Wer von euch der Größere sein will, der sei der Diakonos der anderen.“ („Denn ich habe euch ein Beispiel gegeben, daß auch ihr tut, wie ich getan habe.“ Joh 13, 35). Für den Jünger Jesu gibt es nur einen Weg zur Größe: Diakonos, Diener zu werden, wenn es sein muß sogar bis zur Hingabe des Lebens für andere. Und die anderen sind die, die in irgend einer Not oder unter irgend einem Druck sind, das Volk, das im Joch seiner Herren geht und seufzt, und alle, die unter einer oder mehreren der 14 Unbarmherzigkeiten schreiten und nach einer oder mehreren der 14 Barmherzigkeiten schreien. Mehr noch: Diesen Liebesdienst macht er zum Erkennungszeichen seiner echten Jünger (Joh 13, 35); mehr noch: macht ihn zum Gerichtsparagraphen, nach welchem er entscheiden wird auf ewigen Himmel und ewige Hölle, je nachdem einer auf der Welt diesen Liebesdienst leistete oder nicht (Mt 25, 31 ff.); mehr noch: er identifiziert sich mit diesen Armen: „Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan, bzw. nicht getan habt, das habt ihr mir getan, bzw. nicht getan“ (Mt 25, 40. 45). Da hat der Gottheiland die Gleichung vollzogen: Der Arme, der Bedürftige bin ich. Und seit dieser göttlichen Gleichung gibt es mehr als einen Martinus, dem der Heiland sagte: „Martinus, mit diesem Mantel hast du mich bekleidet; denn ich war der frierende Bettler am Wegesrand“, und der damit erlebte, wie der Heiland seine Gleichung in voller Wirklichkeit nimmt. Und es gibt nicht bloß den einen Johannes Vianney, der in seiner hellhörigen Gläubigkeit vernahm: „Johannes, im Beichtstuhl löst man mich aus den Kreuzesnägeln los.“ Um dieses Wortes willen setzte sich dieser Pfarrer 12 bis 18 Stunden täglich in den Beichtstuhl,

drängte die Zögernden so gewinnend, ermutigte die Verzweifelten so machtvoll, bemühte sich so hingebend um die Gefallenen, beugte sich so mild über die Sünder: er sieht in ihnen den Heiland am Marterholz der Sünde, und seinetwegen sollte er, der Gekreuzigte, auch nicht einen Augenblick länger angenagelt bleiben. Indes sein demokratisches Element allein wäre machtlos, das autokratische Herrschen umzuwandeln in ein aristokratisches Herrschen, hätte er ihm nicht das theokratische Ferment beigemischt.

b) Sein *theokratisches Ferment im Herrschen* ist: Nicht ein x-beliebiger Großer dieser Welt, und wäre er ein Weltbeherrscher, hat dieses demokratische Element in das Herrschen gebracht, sondern er, der Theos und Krator katexochen, der Herr-Gott. Er ist es, der Knechtsgestalt annahm. Man denke es doch aus: Der *Herr-Gott* wird Knecht! Er ist es, der sich eine verarmte Tochter des Landes als Mutter, den Viehstall als Geburtsstätte und die Futterkrippe als Wiege wählte; der in einem Arbeiterhaus heranwachsen wollte, wo ihm die harte Zimmermannsarbeit die Hände schwielig, die Stirne schweißig und den Rücken gekrümmt machte; der seine Apostel aus dem Fischer- und Zöllnervolk holte, der gekommen ist, zu dienen und nicht sich bedienen zu lassen und darum die angetragene Königsherrschaft beharrlich ablehnte, der dem von seinen Führern leiblich und seelisch gedrückten Volk seine göttliche Liebe, Erbarmnis und Bevorzugung zuwandte. Er, der Herr-Gott, ist es, über dessen Leben und Lieben, Wohltaten und Wundertaten, Heiltaten und Heilstaten, zumal über der großen Rettungstat von Golgatha mit Herzblut geschrieben steht: „Inserviendo consummor", und über seiner großen Liebestat vom Gründonnerstag: „Ich, euer Gott, bin euer Brot!" Er ist es, der Herr-Gott, dessen Lebens Sinn, Sonne, Sendung und Summe das Dienen ist. Er ist es, der Herr-Gott, der gesprochen: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr tut, wie ich getan habe." „Wer unter euch der Größere sein will, der werde ein Diener!" Er ist es, der das endgültige „Kommt ihr Gesegneten meines Vaters" und das endgültige „Weg von mir, ihr Verfluchten" sprechen wird; und deswegen es sprechen wird, weil die zu seiner Rechten das, was sie dem Geringsten getan, ihm getan, und die zu seiner Linken das, was sie dem Geringsten nicht getan, ihm nicht getan haben. Und er ist es, der Herr-Gott, der damit in das Herrschen der großen und gernegroßen Herrscher die Blitze und Donner seines Gerichtes zucken und rollen läßt, er, er und immer wieder er, der Theokrator, der Herr-Gott!

Das ist sein theokratisches Ferment im Herrschen. Damit immunisierte er zugleich einerseits sein demokratisches Element im Herrschen gegen den sonst unvermeidlichen Abrutsch ins Dem-

agogische (und das ist unerläßlich; Gott bewahre uns vor dem Übel der demagogischen Demokratie!), temperierte er anderseits das autokratisch hart und kalt praktizierte und knirschend ertragene Regiertwerden und aristokratisierte so im besten, weil göttlichen Sinn das Herrschen. Das ist sein göttlich herrlicher Diakonatsdienst am Herrschen und durch ihn auch am Dienen. Da hat er das Dienen leicht gemacht; denn einem solch veredelten Herrschen dient und folgt man gern und froh. Aber selbst wenn der andere, dem ich diene, kein Edler wäre, sondern ein sehr Unedler, häßlich, ekelhaft an Leib und Seele und Charakter; auch da, ja da erst recht hat das Dienen seinen Adel, weil ihm Christus den Stachel der Würdelosigkeit nahm und sein göttliches Dienstsiegel gab durch das theokratische Ferment, das er auch dem Dienen beimischte.

Sein *theokratisches Ferment im Dienen* ist wiederum folgendes: Er, der Theos und Krator, der Herr-Gott, ist gekommen, um zu dienen, nicht aber den Herrn zu spielen. Das ist die große Linie seines Lebens. Und all sein Leben und Lehren, sein Lieben und Leiden, sein Wandern und Wohltun, seine Wunder und Wunden, sein Gründonnerstagsgeschenk und Karfreitagsopfer, seine Sakramente und seine Kirche, seine Diakone und Priester bis hinauf zum Papst, der sich Servus Servorum Dei nennt, alles, alles liegt auf dieser Höhenlinie: Er, der Herr-Gott, dient! Da hat er, der Herr-Gott, über das düstere Nachtgefild des Dienens seine Sonne aufgehen lassen, die seitdem nie mehr unterging; hat der Herr-Gott das Hohelied auf das Dienen angestimmt, das seitdem nie mehr verstummte, hat er über das von den Herren der Welt zum Fluch gemachte Dienen seinen Segen gesprochen, der nie mehr von ihm wich, hat das verfluchte Dienen zu einem gesegneten Dienen, ja zum Segen selber gemacht, indem er es mit göttlichem Wert und göttlicher Würde erfüllte durch sein eigenes Dienen. Nun braucht das Knechtsein nichts mehr gemein zu haben mit Entwürdigtsein, auch nicht mit Knechtssinn und Lakaientum, nun hat es königlichen Sinn, hat auch göttliche Kraft genug, um, wie den Gottessohn vom Himmel ins Jammertal der Erde, so Könige und Kaiserinnen aus ihrem Palast in die Lehmhütten der Armenhäusler zu ziehen und an die Elendslager der Aussätzigen und in die Kerker der Gefangenen, und sie zu allen 14 Werken der Barmherzigkeit zu begeistern. Jetzt wird dieses Knechtsein im Sinne des Heilandes zum Generalbaumeister aller Armen-, Waisen- und Krankenhäuser, zum Generalsekretär aller Fürsorge, zum Generaldirektor aller Caritas, zum Generalobern aller Barmherzigen Brüder und Schwestern im Ordens- und Laienkleid, zum Generalstatut aller echten Liebe, Vornehmheit und Ehrfurcht gegen jeden Mitmenschen, und aller adeligen Treue, Gewissen-

haftigkeit und Demut (und Demut ist Dienmut) gegenüber den Kleinen, Geringsten und Verworfensten. Wirklich die Diakonatsweihe eine Theologie des Dienens von der Trinität her, die gerade in dieser sechsten Weihestufe so oft und eindringlich über die Weihlinge angerufen wird, und von Christus, dem Urtyp des neutestamentlichen Diakons, her.

Theologie ist nie bloß Theorie, sie drängt zur Tat. So ist auch die Trinität uns nicht zu bloßer Spekulation geoffenbart worden, sondern zu unserer Nachbildung in unserer relativ menschlichen Art. Dergleichen hat Christus nie gesagt: Kommt und spekuliert über das Problem meiner Persönlichkeit, sondern immer irgendwie so: Kommt und folget mir nach!

III. Die Diakonatsweihe ein Imperativ

Der Imperativ aber lautet: *Vade et fac similiter! Gehe hin und tue wie die heiligste Dreifaltigkeit!* Nach ihrem Bild und Gleichnis hat sie gerade den Diakon und Priester geschaffen. Denn niemals spricht sie ihr erhabenes „Faciamus hominem ad imaginem nostram" mit größerem Ernst und Recht, als wenn sie die Seele eines kommenden Diakons und Priesters aus dem Nichts ruft. Freilich nicht fix und fertig als Perfectum schafft sie ihn, sondern als perficiendum, wie ja auch der Mensch nicht als fertiger Mensch auf die Welt kommt, sondern als unfertiges Kind, das bis zur Vollreife heranwachsen soll. So will auch die heiligste Dreifaltigkeit, daß wir ihr Bild in uns immer mehr vervollkommnen, und sie will nicht, daß wir es verderben. Letzteres können wir nämlich auch: Der freie Wille, dieses Majestätsrecht des Menschen, das nicht einmal Gott hienieden antastet, ist zugleich auch unser trauriges Vorrecht: er kann, gleichsam mächtiger als Gott, das nicht tun, was Gott will. Freilich, dann kann auch der dreifaltige Gott seine Züge in uns nicht entdecken, und er wird dereinst uns sagen, sagen müssen: „Ich kenne dich nicht!" Wer möchte Gott einmal zu diesem Wort zwingen? Darum das Bild der Dreifaltigkeit in uns nicht ruinieren, sondern immer besser realisieren! Darum der Imperativ: Gehe hin und tue desgleichen wie die heiligste Dreifaltigkeit!

Und: *Gehe hin und tue desgleichen wie Christus:* Werde ein Diakon nach seinem Herzen. Er hat sich zum Knecht erniedrigt. Übersehen wir nicht: Im Worte „humiliavit" steckt das Grundwort: humus = Erdboden! Des Gottessohnes Erniedrigung steigerte sich mit der Erniedrigung dessen, dem er sich zuneigte: Er beugte und erniedrigte sich buchstäblich bis zum Erdboden, um dem bis zum Erdboden (von sich selber und von anderen) erniedrigten Menschen zu dienen und aufzuhelfen. Wollen wir ihn als seine Diakone enttäuschen? Darum steht aber auch weiter von

ihm geschrieben im Jubel ohne Ende: „Propter quod et Deus exaltavit illum et donavit illi nomen, quod est super omne nomen!“ Machen wir es ihm nach als seine guten und getreuen Knechte! Der moderne Mensch will die Priester als Diakone, als Diener erkennen und erleben, nicht als Herren; denn Herren hat er genug, nicht zuletzt den grausamsten, sein eigenes Ego, und im tiefsten hat er an diesen Herren bis zum Halse genug. Seien wir nicht Mitläufer derer, die wohl wissen, aber das, was sie wissen, nicht als verbindlich annehmen und anerkennen wollen und selbst Dingen ihre Zustimmung verweigern, die sie nicht widerlegen können, die es nicht wahr haben wollen, daß jede Erkenntnis zugleich eine Anerkenntnis und Verpflichtung bedeutet. Aber wenn es schon im natürlichen Leben so ist, daß die Nichtanerkenntnis und Nichtbeachtung der medizinischen Wissenschaft von Giften und Bazillen mir das Leben kostet, so gilt es auch für das übernatürliche, das ewige Leben, daß die Nichtbeachtung Christi und seiner Forderungen mir die ewige Seligkeit kostet. Darum der Imperativ: Gehe hin und tue wie Christus, werde ein Diakon, ein Diener, wie Christus! Dann wird er uns zu einem Jubel ohne Ende sagen: „Euge serve bone et fidelis, intra in gaudium Domini tui!“ Dann werden die, die wir so in den Himmel gebracht haben, drüben uns entgegeneilen mit dem Freudenruf und Jubelgruß, der wohl der herrlichste ist, den man einem Menschen entbieten kann: Durch dich, du guter und getreuer Diakon meiner Seele und Seligkeit, bin ich in den Himmel gekommen! Mögen es recht viele sein, die uns einmal so begrüßen.

Die menschlichen Züge des Alten Testamentes

Von *Dr. Hermann Stieglecker,* Stift St. Florian

IV. Sittliche Mängel und Offenbarung

Die Schwierigkeit

Wir haben die semitisch-israelitische seelische Eigenart des Offenbarungsvolkes geprüft und sie zu seinem Offenbarungsberuf in Beziehung gesetzt. Wir haben dabei gefunden, daß diese seelische Eigenart tatsächlich ein, wenn auch nicht der einzige geeignete Boden ist, auf dem Gott seine Offenbarung aufbauen konnte. Nun aber werden Israel sittliche Mängel schlimmster Art nachgesagt, ja man behauptet sogar, daß dieses Volk kaum von einem anderen an Niedertracht und Verworfenheit übertroffen werde. Und was noch mehr ins Gewicht fällt: Verschiedene Offenbarungspersonen, und zwar gerade solche, die zum Offenbarungsgeschehen in besonders enger Beziehung stehen, weisen ganz

bedenkliche sittliche Schäden auf. Die Gegner der Offenbarung schließen daraus: Es ist undenkbar, daß Gott ein sittlich derartig minderwertiges Volk, diesen Abschaum der Völker, unter allen Völkern zu seinem Volk erwählt habe, und es läßt sich mit der Würde und Heiligkeit Gottes unmöglich vereinbaren, daß sittlich so tiefstehende Menschen des vertrauten Umganges mit Gott und göttlicher Offenbarungen gewürdigt worden seien.

Wir werden im folgenden zuerst die sittlichen Schäden Israels als Volk, dann die Fehler der Offenbarungspersonen richtig zu beurteilen versuchen und schließlich, nachdem die Tatsachen ins rechte Licht gestellt worden sind, an die grundsätzliche Lösung dieser und ähnlicher schwieriger Fragen herangehen.

A. Fehler des Offenbarungsvolkes

1. Die Sittlichkeit der Semiten überhaupt

Die von uns dargelegten völkischen und rassischen Verhältnisse Vorderasiens haben gezeigt, daß Israel weder völkisch noch rassisch eine Besonderheit darstellt, nicht im guten und nicht im schlechten Sinn. Es ist ein Volk wie alle anderen Völker Vorderasiens, ein semitisches Volk wie z. B. die Phöniker und die Akkader, die doch Achtungswertes geleistet haben. Sie gehören einer Rassenmischung an, die so manch anderen Völkern dieses Raumes eigentümlich ist, die durch große Begabung ausgezeichnet sind; unter diesen befinden sich auch Indogermanen, wie Hethiter, Armenier, Perser.

Allerdings ist in sittlicher Beziehung an diesen Völkern so manches schwer zu tadeln, wie denn auch das Alte Testament mit den schärfsten Ausdrücken namentlich die Laster der Kanaaniter und der Babylonier geißelt und ihren Untergang als verdiente Strafe dafür hinstellt. Der Anlaß zu einem derartigen Urteil war gegeben, weil eben diese Völker mit ihrer polytheistischen Kultur die Hauptgegner des Monotheismus in Israel waren.

Die semitischen Völker weisen eine *gewisse Gegensätzlichkeit* auf: hervorragende geistige Fähigkeiten, starkes religiöses Empfinden, große Opferwilligkeit der Gottheit gegenüber, die oft ins Unglaubliche gesteigert erscheint (Opfer der Kinder), lebhaftes Bewußtsein der Schuld und Strafwürdigkeit, also Drang nach sittlicher Läuterung; andrerseits aber auch glühende Leidenschaftlichkeit, also einen schweren Zug und Druck nach unten. Man vergleiche dazu auch die religiöse Leere im Arabertum lange Jahrhunderte hindurch, und dann auf einmal diese unerhörte religiöse Begeisterung, den Martyrermut und das mystische Versenken in die Gottheit, wie sie durch Muhammed wachgerufen wurden! Wenn diese Kräfte im Volk nicht geschlummert hätten, hätten sie nicht geweckt werden können.

Wie das auch bei anderen Völkern der Fall ist, bewegt sich die Sittlichkeit der Semiten innerhalb großer Gegensätze; das berechtigt uns aber nicht, sie als sittlich sehr minderwertig zu bezeichnen. Die sittliche Eigenart der den Israeliten zunächst verwandten Völker gibt also keinen Anlaß für die Behauptung der sittlichen Verkommenheit des Offenbarungsvolkes, die besonders in den letzten Jahrzehnten immer wieder verkündet wurde, nicht so sehr, um die Israeliten als vielmehr um das Alte Testament schwerstens zu treffen und es seines göttlichen Charakters zu entkleiden. Diese Behauptung hat sich tief in die Köpfe hineingebohrt und wird noch lange unheilvoll nachwirken. Ein solches Verdammungsurteil über das israelitische Volk auf Grund der sittlichen Mängel der Semiten überhaupt ist um so weniger berechtigt, als verschiedene sittliche Verirrungen und Laster anderer Semiten, die Homosexualität, das Hierodulentum, unsittliche Ausschreitungen bei den Opfern, Kinderopfer u. dgl., in Israel als Laster und verabscheuungswürdige Verbrechen gebrandmarkt und strengstens verboten und geahndet wurden.

Wir sind selbstverständlich weit davon entfernt, die Israeliten in ein unverdient günstiges Licht zu stellen, wir wollen nur die erwähnte, weit übertriebene Minderbewertung als unbegründet zurückweisen.

2. *Israels Sündenspiegel im Alten Testament*

Tatsächlich gibt es wohl kein Volk, das von seiner eigenen Literatur mit seinen Fehlern und Missetaten vor aller Welt so an den Pranger gestellt wurde wie das israelitische. Von seinem ersten Auftreten als Volk an, während seiner Wüstenwanderung — man denke an die harten Kämpfe, die Moses mit seinem Volke auszufechten hatte und an den empörenden Undank, den er von ihm erfuhr —, in der Richter- und Königszeit wird immer wieder von schwersten Verfehlungen des Volkes berichtet, Gottes Strafe dafür angekündigt und vollzogen. Und erst die Prophetenbücher sind voll von schwerwiegenden Anklagen. Rückfall in den törichtesten Götzendienst, bloß äußere Gottesverehrung ohne Innerlichkeit, Auflehnung, Unglaube, hochmütiger Starrsinn, gottwidrige, verblendete Politik, Verfolgung der Gottgesandten, weibischer Wankelmut, unsoziales Verhalten, himmelschreiende Sünden gegen die Nächstenliebe, sündiges Wohlleben auf Kosten der Mitmenschen, Unzucht, Ehebruch, Meineidigkeit u. a. werden Israel vorgehalten. Schließlich wird das Volk zur Strafe für seine Vergehen nach Assyrien und Babylonien in die Gefangenschaft abgeführt — wie ein Verbrecher in den Kerker, weil er eben nichts Besseres verdient hat. Erst in der Gefangenschaft tritt ein Umschwung ein. Das Volk beginnt den hohen Wert seiner mono-

theistischen Religion zu erfassen und zeigt im allgemeinen keine Neigung zum Polytheismus mehr. Aber auch jetzt gibt es noch Klagen genug, wie aus den letzten Propheten zu ersehen ist.

Aus diesem außerordentlich umfangreichen Sündenverzeichnis Israels möchte man für den ersten Augenblick tatsächlich den Schluß ziehen, daß es sittlich weit tiefer steht als andere Völker. Allein folgendes ist dabei in Rechnung zu stellen: a) Israel hatte einen weit *höheren Gottesbegriff* als seine Umwelt, es war ja monotheistisch. Der Monotheismus stellte aber auch weit größere sittliche Anforderungen als der Polytheismus an seine Nachbarvölker. Das Festhalten am Monotheismus mit seinem bildlosen Kult inmitten der anderen Völker mit ihren vielen Göttern und deren künstlerischen Darstellungen war, wie schon früher angedeutet, allein schon eine große Leistung. Man kann sich vorstellen, daß der einfältige Mann aus dem Volk, für den doch die Religionsübung zum größten Teil im „do ut des" aufging, namentlich in Zeiten, da er der Hilfe seines Gottes dringend bedurfte, mit einer gewissen schmerzlichen Sehnsucht zu den heidnischen Völkern hinüberschaute. Wenn der Babylonier in Not war, wandte er sich an Marduk, wenn dieser nicht half, an Ea-Bel, an Shamash, an die Göttermutter Ishtar, der er besonders großes Vertrauen entgegenbrachte. Wenn aber Jahwe die Hilfe versagte, konnte sich der Israelit an keinen anderen Gott wenden; darauf stand die Todesstrafe. Und welches Vertrauen flößten die Darstellungen dieser verschiedenen Götter allein schon ein! Aus Marduks Bild spricht die unumschränkte Macht, die helfen kann, aus Ishtars Bild die Liebe und Güte, die helfen will. Der Israelit aber hatte bei seinem Gebet kein Bild vor sich, das ihm die Gottheit vergegenwärtigte und allein schon Vertrauen einflößte. Wir machen uns gewöhnlich gar keine Vorstellung, welch ungeheure innere Schwierigkeiten die Forderung des Glaubens an einen einzigen Gott und bildloser Gottesverehrung für diese ganz auf das Sinnliche, Greifbare abgestellten Menschen in sich schloß. Ferner waren den Israeliten religiöse Tänze mit ihren unsittlichen Ausschreitungen streng verboten. Welch ein Anreiz mußte diese Art Gottesdienst für sie sein, und wie schwer wird es wohl gewesen sein, sie von ihnen fernzuhalten! Und wir dürfen uns nicht sehr wundern, daß sie sich oft eben nicht davon abhalten ließen — trotz der strengen Strafen. Das ist um so verständlicher, als ja das Volk in diesen Tänzen religiöse Handlungen sah oder sich wenigstens in seinem Gewissen oder nach außen damit ausreden konnte: „Das sagen doch alle anderen Völker, daß durch diese Tänze die Gottheit geehrt wird." Man überlege, wie schwer es dem Priester trotz Klugheit und Festigkeit heute gelingt, bedenkliche Tanzunterhaltungen zu verhindern oder einzudämmen, zu deren

Rechtfertigung sich die Tanzenden nicht im entferntesten auf die religiöse Wertung des Tanzes berufen können, wie das die Israeliten (freilich mit Unrecht) tun konnten.

b) Dazu kam noch folgendes: die heidnischen Nachbarvölker waren ihnen in manchen Dingen *Lehrmeister* geworden, so in der Kriegskunst und in der Baukunst. Wenn die Heiden den Israeliten in diesen und anderen Künsten überlegen waren, warum sollten sie ihnen nicht auch in religiösen Belangen überlegen sein, also recht haben mit ihren vielen Göttern und Götterbildern, mit ihrem Götterdienst und den kultischen Tänzen? „Alle Völker haben diese Art von Gottesverehrung, nur wir nicht." Das Los, den Sonderling unter den Völkern zu spielen, mochte schwer auf das Gemüt und das Selbstbewußtsein vieler Israeliten drücken, die als Kinder ihrer Zeit die Erhabenheit des Eingottglaubens und seine große Zukunft nicht erfaßten.

Einen Klang von dieser Stimmung in Israel glauben wir — neben dem Verlangen nach einer festen staatlichen Ordnung — aus der Bitte herauszuhören, die das Volk an Samuel richtete: „So setze einen König über uns ein, wie es bei allen Völkern Brauch ist" (I Sam 8, 5). Wir wollen wenigstens in diesem Stück nicht als Sonderlinge erscheinen, sondern den anderen Völkern ähnlich sein!

Man meine ja nicht, daß wegen der Wunder, die in Israel geschahen, solche Zweifel am Wert der eigenen Religion undenkbar und jeder Unglaube ausgeschlossen war, da ja die Überlegenheit des Monotheismus offensichtlich war. Man übersieht die Vergeßlichkeit des Menschen und die weitverbreitete Unfähigkeit, geistige Werte richtig einzuschätzen. Was hat sich die jüngste Menschheit an Vergeßlichkeit geleistet! Was man vor wenigen Jahren mit wilder Gebärde verdammt, hat man mit ebenso wilder Gebärde auf den Plan gerufen. Und wie viele gibt es heute, die die unvergleichlichen Werte des Christentums und ihre Kulturkraft selbständig erkennen? Viele stehen dem Entweder-Oder: Christentum oder modernes Heidentum, genau so hilflos gegenüber wie vor Jahrtausenden wohl viele Israeliten der Frage: Monotheismus oder Polytheismus. Die Gnadeneinwirkung auf Israel war sicherlich groß, außerordentlich, aber es gab, wie wir sehen, auch gewaltige Schwierigkeiten und Hemmnisse, Versuchungen in großer Zahl und von allen Seiten, die die Gnadenstimme oft genug zum Schweigen brachten.

c) Schließlich darf ein Umstand nicht übersehen werden: die *geschichtlichen Berichte* der heidnischen-morgenländischen Völker jener Zeit — die Benennung „geschichtlich" verdienen sie eigentlich nicht —, z. B. der Assyrer, sind Meldungen über die Taten der Könige — andere geschichtliche Personen als Könige

gab es in Assyrien nicht. Die sittliche Wertung dieser Taten ist von selbst gegeben: sie sind alle gut und ruhmvoll, ohne daß das eigens vermerkt werden müßte; von verwerflichen Werken der Könige vernehmen wir nirgends etwas.

Ganz anders in Israel! Hier werden die gottlosen Werke nicht verschwiegen, im Gegenteil, sie werden planmäßig aufgezeigt, oft breit ausgesponnen, wie sie in Assyrien z. B. ebenso planmäßig verhüllt werden. In assyrischen Berichten kommt die Frage, ob eine Tat des eigenen Königs gut oder schlecht sei, überhaupt nicht zur Sprache; sie ist selbstverständlich immer gut. Im inspirierten alttestamentlichen Schrifttum hingegen wird das gesamte geschichtliche Geschehen, Tun und Lassen vom Gesichtspunkt der religiösen Pflichten aus betrachtet. Jeder assyrische König ist gut — ungeschaut, selbstverständlich; in Israel aber werden die Taten des Volkes, der Priester und auch der Könige einer Prüfung unterzogen, und ihr Ergebnis wird laut verkündet. Jeder König muß es sich gefallen lassen, daß in den Königs- und Chronikbüchern über ihn vermerkt wird: er war gut, oder: er war böse. Noch stärker tritt dieser sittliche Standpunkt in den Prophetenbüchern zu Tage; die Propheten sind ja die Hüter und Verteidiger des reinen Eingottglaubens und der Sittlichkeit. Als solche sprechen sie, wie es naheliegend ist, viel weniger von lobenswerten Dingen in Israel als vielmehr von den Fehlern und Lastern des Volkes, der Priester, der Großen und der Könige. Diese ständige Anprangerung der sittlichen Schäden Israels von unten bis oben hinauf läßt uns die Sittlichkeit im Offenbarungsvolk in einem weit ungünstigeren Licht sehen als die Sittlichkeit anderer Völker. Aber nur scheinbar. Denn man stelle sich nur einmal vor, was für ein Sittlichkeitsbild wir von anderen Völkern erhalten würden, wenn ihre Fehler ebenso der Öffentlichkeit preisgegeben worden wären wie die Verfehlungen der Israeliten.

Abschließend können wir feststellen: Israel hat ein sehr umfangreiches Schuldbuch und trotz der eisernen Strenge der alttestamentlichen Gesetze hat es immer wieder neue Posten in dieses Buch hineingeschrieben. Aber gerade der ständige Wehschrei über Sünde und Verbrechen, der — im Gegensatz zu anderen Völkern — durch die ganze israelitische Geschichte schrillt, ist ein Beweis für das starke sittliche Empfinden in den besseren Schichten des Volkes. Wir Offenbarungsgläubige sehen hierin eine besondere Gnadenwirkung, die der natürlichen Veranlagung des Volkes zu Hilfe kam. Wer die Offenbarung ablehnt, kann daraus immerhin ersehen, daß das israelitische Volk durchaus nicht das erwähnte harte Verdammungsurteil verdient, mit dem es namentlich in der letzten Zeit bedacht wurde.

B. Fehler von Offenbarungspersonen

1. Abraham und Sara in Ägypten (Gn 12, 11—20)

a) Abraham gibt seine *Frau*[1]) *für seine Schwester* aus, um sein eigenes Leben zu retten; er überläßt dadurch Sara bewußt der Schande und rechnet obendrein dabei auf reiche Vergeltungsgeschenke, die ihm auch tatsächlich zuteil werden.

Das sind ohne Zweifel schwere Anklagen gegen den ersten Träger der Offenbarung in Israel, den hochgepriesenen „Freund Gottes" (Is 41, 8). Die Sachlage ist die: Der Fürst des Landes, offenbar einer der ägyptischen Teilfürsten, die vor der 12. Dynastie das Königtum an die Wand gedrückt hatten und die wirkliche Herrschaft ausübten, macht nach altem Brauch Anspruch auf alle begehrenswerten Schönheiten, soweit sie nicht einem Ehemann angehören; denn das läßt sich auch ein morgenländischer Herrscher nicht nachsagen, daß er die Frau eines anderen in seinen Harem aufnehme, sich also am Eigentum eines anderen vergreife. Aber eben deshalb mußte Abraham ernstlich für sein Leben fürchten. Denn gewisse Diensteifrige werden ihren Ehrgeiz dareinsetzen, durch Zuführung dieser neuentdeckten Schönheit die Gnade des Königs in ganz besonderem Grade zu gewinnen. Da hieß es aber vorher, ihren im Wege stehenden Mann Abraham aus der Welt zu schaffen (Dawid-Urias). Das konnte ein solcher Höfling ohne viel Gewissensnot besorgen oder besorgen lassen. Abraham stand ja als Fremder ohne Schutz da; wer kümmerte sich um sein Recht, um sein Leben. So droht demnach eine zweifache Gefahr: die Ermordung des Patriarchen, wenn er im Lande als Ehemann der Sara gilt, und die Verschleppung seiner Frau in den Harem in jedem Fall, ob nun Abraham als ihr Mann angesehen wird oder nicht. Im ersten Fall wird man ihn töten, um Sara für den König frei zu bekommen, im zweiten Fall, wenn er nicht als ihr Mann gilt, kann er damit rechnen, daß er am Leben bleibt, weil

---

[1]) Die bekannte Schwierigkeit, daß Sara mit ihren mehr als 65 Jahren noch eine große frauliche Schönheit war, sei hier nur berührt. Wenn wir, wie z. B. *Heinisch,* Das Buch Genesis, Bonn 1930, S. 71, annehmen, daß „die Altersangaben auf künstlicher Berechnung beruhen . . .", so ist jede Schwierigkeit behoben. Wenn wir aber an den Zahlen des Textes festhalten — und das muß man immer, wenn keine zwingenden Gründe gegen sie sprechen —, dann besteht ebenfalls keine Schwierigkeit. Denn wenn diese Menschen weit über 100, gegen 200 Jahre alt wurden, wird auch die Jugendblüte in ein höheres Alter hinaufgereicht haben. Asiatische Frauen waren bei den Ägyptern sehr begehrt, wie Tscherkessinnen beim Sultan am Bosporus. Auch die Beurteilung der weiblichen Schönheit unterliegt der Mode, die nicht immer der Wirklichkeit gerecht wird und oft dann zur Herrschaft kommt, wenn Vernunft und Urteil zu Ende sind.

er der Überstellung in den Harem nach damaligen Rechtsbegriffen nicht im Wege steht.

Unter diesen Umständen denkt Abraham offenbar so: Meine Frau kann ihrem entehrenden Geschick in keinem Fall entgehen; damit muß man sich abfinden. Aber mein Leben kann ich wenigstens retten, dann nämlich, wenn ich sie als meine Schwester ausgebe. Und warum sollte ich das in dieser schweren Notlage nicht tun? Warum sollte ich nicht von zwei Übeln, wenn schon das eine nicht verhindert werden kann, wenigstens das andere fernhalten? Wenn schon die Ehre meiner Frau in keinem Fall gewahrt werden kann, warum soll ich nicht wenigstens mein Leben zu retten trachten, wird ja doch dadurch meiner Frau kein neues Leid zugefügt? Die Lage der entführten Frau ist vielleicht sogar weniger hoffnungslos, wenn Abraham sein Leben rettet; denn im Tod kann er ihr sicher nicht mehr nützen, wohl aber wäre das denkbar, wenn er am Leben bleibt; da könnte er möglicherweise zur Erleichterung ihres Loses beitragen, sie sogar wieder aus dem Harem befreien.

Das ist ein Gedankengang, der auch unserem Volk durchaus nicht so fremd ist. Vielfach werden ähnliche Schwierigkeiten auch von gläubigen Christen nach dieser Richtung „gelöst". So hält z. B. der Durchschnittschrist die zielbewußte Tötung des Foetus für selbstverständlich erlaubt, ja für geboten, wenn dadurch das Leben der Mutter gerettet wird. „Warum sollen denn beide zugrunde gehen, wenn so wenigstens der eine Teil, nämlich die Mutter, am Leben erhalten werden kann", so denken die Leute.

b) Allerdings kommt uns Neuzeitmenschen dieser Fall Abraham-Sara, in welchem Mann und Frau die geschilderte Rolle spielen, sehr — gelinde gesagt — fremdartig vor. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die *Stellung der Ehefrau* im alten Morgenland ganz anders ist als bei uns. Die Ehefrau als solche ist Eigentum des Mannes, und der Ehebruch ist Sünde, insofern er ein Eingriff in das Eigentumsrecht des Ehemannes ist. Das kommt im § 129 des Kodex Hammurapi klar zum Ausdruck: Wenn sich eine Ehefrau mit einem anderen Mann vergeht, werden beide ertränkt. Dann heißt es: Wenn aber der Ehemann seine Ehefrau am Leben läßt, wird auch der König seinem Knecht das Leben lassen. Das bedeutet wohl: wenn der betrogene Ehemann auf die Bestrafung seiner Frau verzichtet, hat auch der Staat keinen Anlaß, gegen die beiden Schuldigen einzuschreiten. Ob die Schuldigen bestraft werden oder nicht, kommt also auf den Ehemann an, weil er allein das Verfügungsrecht über sein Eigentum, seine Ehefrau, hat.

So versteht man auch, daß der Mann nicht bloß die rechtlichen Folgen eines Ehebruches seiner Frau aufheben, sondern ihr sogar erlauben, ja befehlen konnte, sich einem anderen Mann

hinzugeben. Die Ehefrau wurde nicht selten einem Freund oder auch einem Fremden geliehen. Das war des Ehemanns Recht, und die Frau mußte sich darein finden, denn der Mann konnte über sein Eigentum auch in diesem Sinn frei verfügen.

Das ist die Handlungsweise Abrahams im Licht seiner Zeit gesehen. Freilich zeigt sich da ein sittlicher Tiefstand, vor dem uns graut. Aber sollen wir den Patriarchen deshalb verurteilen? Er war eben auch ein *Kind und ein Opfer seiner Zeit* trotz seiner hohen Berufung[2]), wie wir Atombombenmenschen Kinder und Opfer unserer Zeit sind. Der damalige Mensch sah nun einmal sein Verhältnis zu seiner Ehefrau so. Wie wir aus der ganzen Unbefangenheit des biblischen Berichtes erkennen, wäre es ihm gar nicht eingefallen, darin etwas Böses zu erblicken, wie ja auch wir Christen heute manches für selbstverständlich und erlaubt ansehen, was Christen späterer Jahrhunderte anders beurteilen und als vollständig unevangelisch ablehnen werden. Nehmen wir nur das heute noch Unwahrscheinliche an, es hätte sich nach einer gewissen Zeit die christliche Menschheit ein für allemal vom Krieg losgesagt. Wie würde sich die künftige Menschheit über unsere Kriege mit ihren teuflischen Unmenschlichkeiten entsetzen und noch mehr darüber, daß sogar hervorragende Katholiken, ja Priester und Bischöfe, dem Krieg ihres eigenen Vaterlandes — der selbstredend gerecht ist — das Wort geredet und seine glückliche Beendigung gefördert haben! Nur der Grundsatz, daß jeder Mensch aus der geistigen Verfassung seiner Zeit heraus seine gerechte Beurteilung findet, wird einmal auch unsere Ehre retten — und diese Gerechtigkeit wollen wir auch Abraham angedeihen lassen!

Wir würden es allerdings anders wünschen. Abraham, der noch dazu von Gott sosehr begnadet wurde, hätte seine Frau schützen und zur Wahrung ihrer Frauenehre sein Leben einsetzen sollen. Gewiß, auch in jenen fernen Zeiten wird es Männer gegeben haben, die in ihrer Begeisterung bereit waren, für ein geliebtes weibliches Wesen ihr eigenes Leben aufs Spiel zu setzen — vielleicht vor der Hochzeit noch wahrscheinlicher als nachher. Aber für eine sittliche Pflicht dieser Art war, wie wir gezeigt haben, nach der damaligen Auffassung kein Raum.

c) Abraham gibt seine Frau für seine Schwester aus und leitet sie zur gleichen Lüge an. Das war eine *Notlüge,* und zwar in einer verzweifelten Not. Wer wird einem Menschen vor 4000 Jahren eine solche Notlüge, und wenn er auch ein Abraham ist, schwer ankreiden? Ist doch selbst braven katholischen Christen unserer Zeit die Sündhaftigkeit der Notlüge kaum beizubringen. Das Wort: „Notlüge ist keine Sünde", wird doch wie ein fünftes Evan-

[2]) Diese Frage soll später behandelt werden.

gelium ständig im Munde geführt. Billigen wir auch hier dem Patriarchen das Recht zu, ein Kind seiner Zeit zu sein! Übrigens sieht diese Notlüge einer restrictio mentalis sehr ähnlich, und als solche hat sie Abraham wohl auch empfunden. Denn er sagt zu Abimelech, dem König von Gerar, mit dem er ein ähnliches Abenteuer hatte und der ihm die „falsche Deklarierung" der Sara vorhält: „Und sie ist ja auch wirklich meine Schwester, die Tochter meines Vaters, freilich nicht die meiner Mutter" (Gn 20, 11).

Abstoßend erscheint uns die Tatsache, daß sich Abraham mit Hilfe dieser Notlüge einen *Gewinn,* eine Mehrung seiner Reichtümer erhofft. So nämlich werden allgemein die Worte des Patriarchen gedeutet: „Sag, du seiest meine Schwester, damit es mir um deinetwillen gut gehe" (Gn 12, 13). Da hat man tatsächlich das Empfinden: Hier meldet sich im Stammvater jene Gewinnsucht, die seinen Nachkommen als Nationalfehler schwarz und dick und klobig ins Schuldbuch hineingeschrieben wird. Wirklich widerlich! Allein die Frage ist nur, wie der damalige Mensch eine solche Handlungsweise gewertet hat. Vielleicht galt so etwas bei ihm nicht als „schäbig". Die Menschen aller Zeiten nehmen es in gewissen Dingen sehr genau, so daß wir darüber staunen, übersehen aber andere Fehler, sie gewöhnen sich an sie, so daß sie sie gar nicht mehr wahrnehmen. Auch bei uns Neuzeitmenschen ist es nicht anders. Mancher ehrenwerte Christ und Staatsbürger empfände es als brennende Schande, seinem gleichgestellten Nachbar auch nur einen Groschen schuldig zu bleiben, aber ebenderselbe sieht gar nichts Unrechtes darin, wenn er z. B. seine Untergebenen in Wohnungsverhältnissen beläßt, die jeder Kultur und allem Christentum Hohn sprechen. Man hat sich daran gewöhnt, gewisse Handlungen als „schäbig" zu ächten, aber auch daran gewöhnt, gewisse sehr „schäbige" Handlungsweisen nicht als schäbig zu empfinden. Im übrigen zeigt unser Patriarch bei einer anderen Gelegenheit nicht die leiseste Spur von Habsucht, sondern selbstlose Uneigennützigkeit. Nach der geglückten Kriegstat (Gn 14, 13—16) nimmt Abraham „keinen Faden und keinen Sandalenriemen" für seine Befreiungstat an und sorgt sich nur darum, daß die Mitwirkenden ihren verdienten Anteil erhalten. Hier hielt er offenbar Großmut für ehrenvoll und sittlich, dem Pharao gegenüber aber, dem Räuber seiner Frau, gilt ein auch heute oft gehörtes Wort: „Der soll nur zahlen!"

Vielleicht war die Verleugnung der Gattin ein auch sonst beliebter Kniff, den der Ehemann anwendete, um wenigstens sein eigenes Leben zu schützen. So würde es sich erklären, daß in der Patriarchengeschichte gleich drei solcher Fälle vorkommen (Gn 12, 11 ff., Gn 20, 1 ff. und Gn 26, 7 ff.), die durchaus nicht verschiedene Überlieferungen eines und desselben Ereignisses sind, son-

dern drei verschiedene Begebenheiten. Mit dieser richtigen sittlichen Wertung der Handlungsweise des Patriarchen fällt auch der Einwurf, daß der „Judengott" aller Gerechtigkeit zum Hohn für seinen Liebling Abraham Partei ergreift, der sich doch so feig und charakterlos benommen hat.

2. Jakobs unsaubere Händel

Unfein — nach unseren Begriffen wenigstens — ist das Vorgehen Jakobs gegenüber seinem Bruder Esau. Er benützt die Gleichgültigkeit, die sich Esaus infolge der starken Ermüdung und des heftigen Hungergefühls bemächtigt hat, um ihm das Erstgeburtsrecht abzuschachern. Und damit er ja ganz sicher gehe, läßt er ihn noch dazu schwören (Gn 25, 29—34). Freilich, ob der damalige Mensch diese Handlungsweise so abstoßend fand wie wir, ist eine Frage — und darauf kommt es bei der Beurteilung an. Noch widerlicher ist uns die Art, wie Jakob unter Anleitung seiner Mutter Rebekka seinen alten, fast blinden Vater hintergeht (Gn 27, 1—29). Aber es gilt auch hier wieder, die Tat *im Lichte der damaligen Anschauungen* und so, wie sie von Rebekka und Jakob gedacht war, zu sehen. Man stelle sich vor: Rebekka und Jakob wissen, daß Jakob von Gott zum Erben und Träger der Verheißungen ausersehen ist (Gn 25, 23). Nun aber hat Isaak dem Esau den Erstgeburtssegen versprochen (Gn 27, 1—4). Da droht es also anders zu kommen! Dem muß vorgebaut werden. Und so gehen Jakob und Rebekka den unsauberen Weg des Betruges am eigenen Vater und Gatten. Sie meinen wohl, in diesem dringenden Fall sei ein an sich sündhaftes Mittel erlaubt, weil sie ja dadurch dem göttlichen Willen zum Siege verhelfen. Je unreifer die Kinder sind — die Kinder des leiblichen und die Kinder des himmlischen Vaters —, desto mehr vermeinen sie, als „weiter Ausschauende" den Gedanken des leiblichen und des himmlischen Vaters nachhelfen zu müssen. „Der Zweck heiligt das Mittel." Wenn heute soviele Menschen nicht begreifen, daß kein verwerfliches Mittel durch den guten Zweck gerechtfertigt werden kann, wie sollen wir diese Erkenntnis von Menschen erwarten können, die vor Jahrtausenden gelebt haben?

Wie viele Eltern sehen in unserer Zeit die schlimmsten Dinge für erlaubt an, wenn es darum geht, eine erwünschte Heirat in die Wege zu leiten! Sie sagen höchstens nachträglich: Ganz recht ist es ja nicht, aber es ist etwas Rechtes daraus geworden, und so wird es nicht so weit gefehlt sein. Auch Jakob wird bei der Sache nicht ganz ruhig gewesen sein, und soweit er seine Schuld erkannte, so weit war er auch schuldig und mußte dafür schwer büßen, wie wir sehen werden. Heiter ist, daß die Juden in ihrem mittelalterlichen Schrifttum ihre oft nicht einwandfreien Kniffe

und Schliche entschuldigen mit dem Hinweis auf Jakob: „Jakob ist ja unser Vater, von ihm haben wir das ererbt und gelernt."

3. Der Mord des Moses

Exodus 2, 11—12 erzählt: Es war in jenen Tagen — Moses war schon herangewachsen —, da ging er zu seinen Brüdern (den Israeliten) und schaute sich ihre Fronarbeiten an. Er sah einen Ägypter, wie er einen Hebräer, einen von seinen Brüdern, schlug. Moses wandte sich dahin und dorthin und sah, daß niemand da war. Da erschlug er den Ägypter und vergrub ihn im Sand.

Der Tatbestand ist unzweifelhaft: Moses tötete den ägyptischen Aufseher mit Bedacht, er vergewisserte sich ja vorher, daß er keinen gefährlichen Zeugen habe. Da auch von Notwehr keine Rede sein kann, ist es ein richtiger Mord. Als solcher ist er selbstverständlich zu verurteilen. Moses führt den tödlichen Streich allerdings mit voller Überlegung, aber doch in Entrüstung über die Quälereien, denen seine Stammesgenossen wehrlos ausgesetzt waren. Er sah in dieser Bedrückung der Israeliten etwas Böses, eine Sünde schreit nach Strafe. Und die hat Moses vollzogen. Daß er zum Vollzug dieser Strafe eigentlich kein Recht hatte, dafür haben wir Neuzeitmenschen ein starkes Empfinden, weil unser Geschlecht seit langen Jahrhunderten in dieser Richtung belehrt und erzogen worden ist; die damaligen Menschen aber, die sich noch nicht in den Gedanken eingelebt hatten, daß die Ausübung der strafenden Gerechtigkeit nicht dem einzelnen Menschen überlassen ist, sondern dem Staat zusteht, werden dafür kaum ein Verständnis gehabt und daher die Tat des Moses gebilligt haben, abgesehen von jenen, denen der Haß gegen die Israeliten ein unparteiisches Urteil unmöglich machte.

Man horche nur einmal unser Volk aus und man wird sich überzeugen, wie locker ihm beim Anblick ähnlicher Ungerechtigkeiten das Wort auf der Zunge liegt: „Einen solchen sollte man ohne weiteres niederhauen, es wäre nicht schade um ihn!" — heute mehr als 3000 Jahre nach Moses! — und wie sehr es bereit ist, solche Fälle gänzlich zu entschuldigen. Immerhin gewinnt uns Moses bei diesem seinem ersten Auftreten Achtung ab. Er gilt als königlicher Prinz, er hätte sich im Verein mit Klugheit und — Charakterlosigkeit eine große Zukunft sichern können, wenn er sich als Ägypter gegeben hätte; er tut es aber nicht, er verleugnet sein verachtetes, niedergetretenes Volk nicht, sondern nimmt sich seiner an, obwohl er wußte, daß das für ihn verhängnisvoll werden mußte.

4. Dawids Verbrechen

Dieser Fall ist tatsächlich ganz schlimm und läßt sich auch nicht durch den Hinweis auf die Anschauungen der damaligen Zeit entschuldigen, denn auch diese wandte sich von derartigen

Vergehen mit Abscheu ab: Ehebruch und berechneter Mord! (II Sam 11, 1—17.) Noch dazu Dawid, der Gottes Huld und Hilfe an sich so oft erfahren, der durch die Gnade des Prophetentums ausgezeichnet war!

C. Grundsätzliches

Die grundsätzliche Beurteilung der Frage: Sittliche Mängel und Offenbarung, steht ganz und gar auf dem in der Einleitung ausgesprochenen dogmatischen Grundsatz: Gratia supponit naturam.

1. Die *Gnadeneinwirkung Gottes zerstört die menschliche Natur nicht,* sondern läßt sie bestehen, wie sie in ihren Grundzügen ist. Sie hob also die natürlichen Anlagen des Offenbarungsvolkes und der Offenbarungspersonen, eines Abraham, eines Moses, eines Elias, nicht auf, auch die tadelnswerten nicht, so wie sie ja auch die natürlichen Anlagen der übrigen Völker und Menschen, auch die der Heiligen, nicht ausschaltet, so daß diese trotz ihrer entschiedenen Abkehr von der verderbten Menschennatur und trotz ihrer Fortschritte im seelischen Leben ihre natürliche menschliche Eigenart nie zu verleugnen vermögen und mit ihr das ganze Leben zu rechnen haben.

a) Darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir am Volk und an einzelnen Personen der Offenbarung *sittliche Mängel* wahrnehmen, wie wir sie z. B. an Jakob, an Dawid feststellen konnten. Allerdings dürfen wir annehmen, daß solche Menschen infolge der engeren Beziehungen zu Gott sittlich gehoben werden, aber ohne jede Vergewaltigung des freien Willens. Daß eine solche Begnadung, wie sie z. B. Abraham, Moses u. a. durch den Umgang mit Gott erfuhren, nicht selbst schon die Freiheit von sittlichen Mängeln, Heiligkeit und Heilssicherheit bringt, sondern daß sie der betreffende Mensch erst erringen muß, dafür haben wir das Heilandswort: „Ich kenne euch nicht!“ (Mt 7, 23.) Das Wort sagt er zu solchen, die sich auf ungewöhnliche Gnadenauszeichnungen berufen können, auf Weissagung und Wunder, die aber trotzdem ein Leben im Sinne Christi bis zum Ende nicht geführt haben. Daß diese Fehler nicht unmittelbar mit unserer Geistesrichtung zusammenhängen, sondern mit der vergangener Jahrtausende, also ihre Farbengebung aufweisen, läßt sie uns oft noch größer erscheinen, als sie in Wahrheit sind oder damals eingeschätzt wurden. Gerade daher schreiben sich — soweit nicht geradezu böser Wille im Spiele ist — die überaus heftigen Angriffe der Gegner des Alten Testamentes. Das bescheidenste Empfinden für geschichtliche Wahrheit und die Gerechtigkeit verlangen, diese sittlichen Mängel nicht im Rahmen unserer heutigen Welt, sondern in dem der damaligen zu sehen und zu beurteilen.

b) Die Offenbarungsgnade hebt das Offenbarungsvolk und die Offenbarungspersonen auch nicht mit einemmal über die *sittlichen Begriffe* der damaligen Völker, in deren Mitte Israel lebte, hinaus. Allerdings in einem Stück überragen sie diese Nachbarvölker: sie sind ja Anbeter des einzigen wahren Gottes. Auch hat Gott Gesetze gegeben, die geeignet sind, Israel auf eine höhere Stufe der Sittlichkeit emporzuheben: Das Verbot, Gott im Bilde darzustellen, um es anzubeten, die Ächtung des Hierodulen, der Homosexualität und der Kinderopfer.

Aber sonst bleibt Israel der sittlichen Auffassung der übrigen Völker verhaftet, daher finden wir bei den Patriarchen und später im Volk Israel die Frau in einer ähnlichen Stellung und Wertschätzung wie bei den übrigen Völkern, wir finden auch hier in Israel die Mehrweiberei, das harte Gesetz der Blutrache, die Sklaverei und die unmenschliche Handhabung des Krieges.

c) Auch *Wissen und Bildungsgrad* werden durch die Offenbarung auf keine höhere Stufe gehoben. Deshalb dürfen wir bei den Patriarchen und Propheten, beim Volke Israel keine anderen, keine vollkommeneren Kenntnisse der Natur und Naturgesetze voraussetzen als anderwärts; sie haben dasselbe Weltbild, das eben damals galt, nach welchem die Sonne ihre tägliche Wanderung über den Himmel macht und die flache Erde steht. Darum ist auch dem Schöpfungsbericht am Anfang der Genesis und den anderen Darstellungen von der Schöpfung, z. B. in Psalm 104, nicht unser Weltbild zugrundegelegt, sondern eben das Weltbild jener fernen Zeit, jener vorderasiatischen Völker. Deshalb ist es im vorhinein verfehlt, den Schöpfungsbericht auf Grund unseres Weltbildes erklären oder mit ihm in Einklang bringen zu wollen. Zu seiner Erklärung darf man nur vom alten vorderasiatischen Weltbild ausgehen.

Ja, selbst die Anschauungen über das Jenseits in Israel unterscheiden sich lange Jahrhunderte hindurch kaum von den Vorstellungen der heidnischen Umwelt, und erst spät geht Israel auf diesem Gebiet seine eigenen Wege und dringt zu einer klareren Vorstellung von der Jenseitsvergeltung und zum Auferstehungsglauben vor.

2. Die Offenbarung nimmt auf die *natürlichen Anlagen* Bedacht und baut auf ihnen auf. Diesen Gedanken haben wir bereits berührt, da wir die semitisch-israelitische Eigenart zum Offenbarungsberuf in Beziehung setzten. Damals hatten wir wertvolle Charakterzüge der Israeliten im Auge. Aber auch tadelnswerte Anlagen des Volkes und einzelner Personen zieht Gott bei der Offenbarung in Betracht. Wir wollen hier nun beispielsweise auf einiges hinweisen.

Gott hat sich auf dem Sinai in seiner zermalmenden Furchtbarkeit geoffenbart, er hat in der Folge immer wieder auf seine unerbittliche strafende Gerechtigkeit hingewiesen und in verschiedenen Fällen befohlen, daß — allerdings nach schweren Vergehen — eine für uns erschreckende Zahl — Tausende — dem Straftod verfallen soll. Wir dürfen wohl annehmen, daß diese harte Strenge mit dem Charakter der Israeliten ursächlich zusammenhängt und daß Gott beim Ausmaß der Strafe darauf Bedacht genommen hat, daß dieses Volk mit seinem Eigensinn und Empörergeist eine rücksichtslos harte Faust verlangte. Hätte sich Gott einem anderen Volk geoffenbart, bei dem diese bösen Charakterzüge nicht so stark entwickelt waren, hätte er wohl dementsprechend mildere Erziehungsmittel angewendet.

Die Einwirkung Gottes zieht, ohne die menschliche Natur aufzuheben, den *ganzen Menschen* in ihren Bann, auch das Verwerfliche an ihm. Sie bemächtigt sich z. B. des wilden, stürmischen Wesens eines Menschen und gestaltet den, der früher ein Stürmer gegen das Gottesreich war, unter Zugrundelegung dieser seiner Veranlagung zu einem Stürmer für das Gottesreich um. Man denke an den hl. Apostel Paulus! Eine ähnliche Art der göttlichen Einwirkung dürfen wir wohl auch beim Offenbarungsvolk des Alten Testamentes annehmen. Der revolutionäre Starrsinn und Eigensinn der Israeliten hat oft genug gegen Gottes Gebot zu triumphieren gesucht. Aber gerade diesen Starrsinn scheint die Vorsehung wiederholt als Vorspann für ihre Ziele benützt zu haben. Man denke an die Propheten Elias, Isaias, Jeremias, die auf ihrem Standpunkt, den sie auf Gottes Befehl einnahmen, verharrten und auch nicht einen Schritt zurückwichen, nicht einmal scheinbar, aus taktischen Gründen, obwohl ihre Sache vollständig verloren schien, da sie ja König und Regierung und Volk, zu Zeiten einfach alles, gegen sich hatten. Hier erscheint der erwähnte Charakterfehler der Israeliten, der Starrsinn (vgl. Apg 7, 51), in opferbereite Tugend gewandelt. Und tatsächlich haben ja diese Männer durch ihre Festigkeit, ihren „Starrsinn" im Guten den Monotheismus über die gefährlichsten Entscheidungspunkte hinübergerettet. Starrsinn im Guten, unbeugsame Festigkeit ist auch in den Kämpfen der ersten Makkabäerzeit zu Tage getreten. Wir sagen nicht, daß diese Festigkeit ein Wunder ist — ähnliches findet sich auch bei anderen Völkern —, aber wir glauben, hier ein Beispiel vor uns zu haben, das uns zeigt, wie Gott tadelnswerte Charakteranlagen der Israeliten seinen erhabenen Zwecken dienstbar macht. Bemerkenswert ist, daß das den Juden auch selbst zum Bewußtsein gekommen ist. In dem mittelalterlichen jüdischen Schrifttum findet sich nämlich der gleiche Gedanke. Die Juden sagen, Gott habe sie deshalb aus-

erwählt, weil sie wegen ihres starrsinnigen Verharrens auf einem Standpunkt die Gewähr boten, trotz dem entgegenwirkenden Beispiel der anderen Völker den Monotheismus zu bewahren. Vielleicht haben auch die Vorschriften über die Feier des Gottesdienstes unter anderem Rücksicht auf die völkische und rassische Eigenart der Israeliten genommen.

3. Man hat aus diesen und ähnlichen Fällen, aus wirklichen und vermeintlichen sittlichen Schäden des Offenbarungsvolkes und einzelner Offenbarungspersonen, die unsittliche Gesamthaltung des Alten Testamentes erweisen wollen. Allein auf eine solche Beurteilung des Alten Testamentes auf Grund der erwähnten Tatsachen kann nur der verfallen, der den unerbittlichen Ernst übersieht, der hinter wirklichen Vergehen überall einher ist. Durch das ganze Alte Testament, angefangen von den ersten Übertretern im Paradies, über Kain, die Frevler vor der Sintflut, über die Leute vom Turmbau, die Sünder von Sodoma und Gomorrha, hindurch durch die Richter- und Königszeit bis zur Verbannung nach Assyrien und Babylonien und hinein in die Makkabäerzeit, schallt ein Ruf: Wehe den Verächtern des göttlichen Gesetzes, Gottes Strafrute wird unabwendbar auf sie herniedersausen! Und wie oft hat das ganze Volk, haben einzelne Übertreter diese Strafrute zu verkosten bekommen!

Das Alte Testament schildert seine Menschen — auch seine Lieblinge, so wie sie sind, mit ihren Tugenden und Lastern, aber es läßt auch in abschreckender Weise die *strafende Gerechtigkeit* zu Worte kommen. Man sehe sich nur einmal die Lebensschicksale Jakobs an, der seinen Vater hinterging. Er muß aus dem Heim, das er sich durch die Erschleichung des Erstgeburtssegens sichern wollte, fliehen, er, der sich ein Herrenleben erschachern wollte, muß in der Fremde lange Jahre Knechtesdienste leisten, muß vor seinem Bruder Esau zittern und sich tief verdemütigen. Und obwohl ihn der Herr mit Gütern segnete, hat er doch die ganze Bitterkeit des Lebens auskosten müssen: die eigenen Kinder bereiten ihm Schande (Ruben als Frevler am Lager des eigenen Vaters, Gn 35, 22, Dinas Schändung und die Rachetat der Brüder), sie berauben ihn seines Lieblingssohnes Josef; mit einem Wort: unausgesetzt klatscht Gottes Strafpeitsche auf ihn hernieder, so daß er zum König von Ägypten sagen kann: „Die Zahl der Jahre meiner Wanderschaft ist 130, die Zahl ist gering, und böse waren meine Lebensjahre. Sie reichen nicht an die Lebensjahre meiner Väter heran, die sie auf ihrer Pilgerschaft verbrachten."

Und vor Dawid erscheint Nathan, der Prophet, und hält ihm seine Verbrechen vor: Ehebruch und Mord. Wieviele Dawid-Bathsheba-Fälle werden sich an den Höfen am Nil, am Euphrat, am Tigris ereignet haben, aber wo ist dort der Nathan, der vom

sittlichen Ernst getragen den Mut hat, dem Verbrecher-König die bittere Wahrheit zu sagen, und wo ist der Dawid, der die sittliche Größe aufbringt, sein Vergehen einzusehen und einzugestehen. Und nunmehr tritt nach der Schuld Gottes strafende Gerechtigkeit auf: das Kind stirbt zum unermeßlichen Schmerz des Königs, die Empörung flammt auf — des Königs Sohn Abshalom selbst ist der Empörer —, Dawid muß aus seiner Hauptstadt fliehen und um Leben und Thron kämpfen ...

Es ist durchaus unwissenschaftlich, immer nur auf die schwarzen Seiten des Alten Testamentes hinzudeuten und dabei den sittlichen Ernst ganz zu übersehen, der zu allen diesen traurigen Verirrungen das letzte, entscheidende Wort spricht.

(Fortsetzung folgt.)

Der Gottsucher, gezeigt an Augustinus[1])

Von *DDr. Karl Eder,* Linz

„Grande profundum homo" (Augustinus)

Erster Teil: Vom Suchen Gottes

1. Die Fragestellung

Im Mittelpunkte der Jungakademiker-Woche stand das Problem des christlichen Menschenbildes der Gegenwart. Die Vorlesungen nahmen ihren Anfang mit dem Normbild der christlichen Anthropologie: Was ist der Mensch? Vier weitere Vorlesungen arbeiteten dann vier verschiedene Typen heraus: den Gottsucher, den Gläubigen, den ringenden Christen und den bedrohten Menschen, und zwar in geschichtlicher Abfolge: Antike, Mittelalter, Renaissance, Gegenwart. So sind es in Wirklichkeit nicht vier, sondern acht Scheinwerfer, die sich auf die Frage richteten und sie beleuchteten. Vorweggenommen sei gleich die wesentliche Feststellung: Das Christentum und — ich füge hinzu — nur das Christentum hat die klare Antwort auf die Frage bereit: Was ist der Mensch? Was soll der Christ in seiner Zeit? Das Christentum hat auch in dieser wichtigsten Menschenfrage die Wahrheit in seinem Besitz, es weist und verkündet uns diesen Besitz.

Wir kennen alle die weltgeschichtliche Szene: Christus vor Pilatus. Damals, im Prätorium des Prokurators in Jerusalem, ereignete sich eine doppelte Begegnung. Nicht nur standen einander gegenüber der homo religiosus im höchsten Sinne des Wortes und der homo politicus gleichfalls im Vollsinne des Wortes, sondern auch der das geistige Leben mit seinen Zielen bejahende

---

[1]) Vorlesung, gehalten auf der Jungakademiker-Woche in Ort bei Gmunden am 27. August 1946.

Mensch und der Skeptiker. Nicht nur Recht und Macht kreuzten die Klingen, sondern auch das Ja zum Sein mit dem „Ich weiß es nicht". Man wird nicht müde, diesem größten Dialog der Weltgeschichte zu folgen. Es war bei der Königsfrage. Pilatus: „Du bist also ein König?" Jesus: „Ja, ich bin ein König. Ich bin dazu in die Welt gekommen, um der Wahrheit Zeugnis zu geben. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme." Pilatus: „Was ist Wahrheit?" Man sieht förmlich das Nein in den Augen und um die Mundwinkel, man hört förmlich den abweisenden Ton seiner Stimme und man begreift es, daß er aufsprang, hinausging und zu den Juden sagte: „Ich finde keine Schuld an ihm." Denn das war wahrhaftig eine spannungsgesättigte Atmosphäre, dazu diese Gestalt, diese Worte! Und schließlich ist es auch peinlich, als iudex seine philosophische Visitkarte abgeben zu müssen; und wenn man erregt ist, geht es sich leichter als daß man sitzt.

Dieser seltsame Unbekannte hatte die Wahrheitsfrage aufgeworfen, aber er, Pilatus, hielt beim *Skeptizismus*. Lassen wir es dahingestellt, bei wem er in die Schule gegangen ist. Der antike Skeptizismus entstand als Rückschlag auf den metaphysischen Dogmatismus der vorhergehenden philosophischen Schulen bei Pyrrhon, in der mittleren und neueren Akademie und im sogenannten späteren Skeptizismus. Der Zweifel, besonders der Zweifel an einer sicheren Wahrheit, ist sein Hauptmerkmal. Ein Skeptiker muß folgerichtig erregt werden, wenn er mit der Wahrheit konfrontiert wird; denn es geht um die geistigen Grundlagen, auf denen er steht. Außerdem hat der zuständige Kenner dieser Frage in der Gegenwart[2]) geurteilt: „Tiefere Einsicht in das Wesen des Skeptizismus ergibt dessen Überwindung, und die genauere Bekanntschaft mit ihm, nicht eine verfeinerte Bestimmung, sondern die Aufhebung dieses Begriffs in systematischer Beziehung." Damit wären für den Skeptizismus Vorläufigkeit und Oberflächlichkeit ausgesagt. *Kant* wird noch deutlicher: „Skeptizismus ist ein Ruheplatz, aber kein Wohnplatz für die Vernunft." Es ist notwendig, sich das vor Augen zu halten, denn der Skeptizismus verschwistert sich allzu leicht mit dem Relativismus und bildet dergestalt die philosophische Humusschichte, auf der eine weitverbreitete Spezies des homo sapiens erectus (academicus) gedeiht.

Erinnern wir uns an das so oft zitierte Wort *Lessings:* „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen, immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und zu mir spräche: Wähle! Ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: Gib! Die eine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!" Erinnern wir uns an das Gedicht „Das verschleierte Bild zu Sais"

[2]) *R. Richter,* Der Skeptizismus in der Philosophie, 2 Bände, 1904.

von *Schiller*. Der Jüngling, den des Wissens heißer Durst nach Sais in Unterägypten getrieben hatte, hob den Schleier vom Bilde der Göttin. Was er sah, hat er nie bekannt. Aber für immer war seines Lebens Heiterkeit dahin, und ein tiefer Gram rief ihn früh ins Grab. Die Lehre des Gedichtes beruht auf der Anschauung, daß der Mensch die ihm von der Gottheit gesetzten Schranken der Erkenntnis nicht überschreiten soll.

Umso dankbarer sind wir für die Tatsache, daß der *Weltheiland* nicht nur den Wahrheitsbesitz von sich behauptet hat, sondern durch seine Verkündigung uns Menschen daran teilnehmen läßt, und zwar unter Überfliegung — ich sage nicht Aufhebung — der Vernunftschranken. Offenbarung ist Mitteilung von Seinsverhältnissen der unsichtbaren Welt Gottes an die vergängliche Welt des Sichtbaren, Teilhabe am göttlichen Leben, Gewißheit über die wesentlichen und eigentlichen Menschenfragen, die reines Vernunftwissen von sich aus nicht oder nur höchst unvollkommen beantworten kann. Wir haben es schon manchmal unangenehm empfunden, wenn Menschen oder Bücher, die zu uns sprachen, vor der Lösung abbiegen, zu stottern beginnen, verlegen tun und sagen: das ist nicht meine Sache, daß wir auf dem ungeheuren Felde des Wissens in Wirrnis uns selber überlassen bleiben; daß uns niemand sagt: Was soll es und soll ich? Bedenken wir jedoch, daß die Hochschule von heute tatsächlich eben nur Problemkunde bieten kann, mit der sich vielleicht eine persönliche Stellungnahme des Dozenten verbindet. Es mangelt der gemeinsame weltanschauliche Unterbau, der nur im Rahmen einer katholischen Hochschule zur Geltung kommen könnte. Durch die Universitäten mit ihren Hörsälen, Seminarien und Laboratorien streicht die Luft des Skeptizismus und Relativismus, des Historismus und Psychologismus.

Dieses Haltmachen beim Vorläufigen kann dem Wahrheitsstreben der akademischen Jugend auf die Dauer nicht genügen. Es wird wesentlichen Fragen ausgewichen. Bei milder Interpretation wird man sagen: Dieses Letzte muß sich der einzelne Hörer eben anderswo holen: bei der Religion, bei der Kirche oder sonst bei einer Weltanschauungsgemeinschaft. Er, der vor Pilatus die Wahrheitsfrage aufgeworfen und sich als den Bringer der Wahrheit bezeichnet hat, schenkte der Menschheit auch die Lebenskunde. Er durfte von sich aussagen: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben."

Jeder von uns lebt sein eigenes, persönliches, nur ihm und dem Allwissenden bekanntes Leben unter den konkreten Umständen und Voraussetzungen seiner Existenz. Dieses Leben, besonders sein bewußter und zum Einsatz tauglicher Teil, ist auf alle Fälle kurz. Wie soll es sein, wie, soweit es an uns liegt, gestaltet werden?

Aus den drei Grundbeziehungen: der Mensch und das Ich, der Mensch und seine Umwelt, der Mensch und der Urgrund des Seins, Gott, und aus den diesen Grundbeziehungen untergeordneten Pflichtenkreisen greifen wir den dritten, größten auf: der Mensch und Gott, und beschränken uns auf eine einzige Tätigkeit oder Haltung, auf die des gottsuchenden Menschen.

2. *Zum Typus Gottsucher*

Eduard Spranger unterscheidet sechs Haupttypen des Menschen: den theoretischen, ökonomischen, ästhetischen, sozialen Menschen, den Machtmenschen und den religiösen Menschen. Das will nicht besagen, daß z. B. die ersten fünf Typen unreligiös sind, sondern — und das gilt für jeden Typ —, daß der jeweilige Typ durch seine Auffassung und durch die Verarbeitung des Sinnes und Wertgehaltes eine bestimmte Struktur darstellt. Die Erfahrung bestätigt, daß die Kinder derselben Eltern bei völlig gleicher Erziehung, also z. B. gläubig-katholischer Erziehung, durchaus verschiedenen Typen angehören können. „Eine Mutter hat neunerlei Kinder" (altdeutsches Sprichwort).

Wenn wir uns mit dem *Gottsucher* befassen, so heißt das nicht, daß er nur oder vorwiegend eine Sparte des religiösen Menschen darstellt. Im Gegenteil, wir werden diesen Typ gerade unter Philosophen, Wirtschaftsmenschen, Künstlern, Organisatoren der Wohlfahrt, Politikern usw. treffen, allerdings auch unter religiösen Menschen. Denn es ist nicht nur möglich, daß ein Katholik an der Kirche und an Christus, sondern sogar an Gott irre wird, jedoch nicht bricht, sondern ringt und sucht. Man hat die Frage aufgeworfen, ob nicht jeder vernünftige Mensch gewissermaßen als Mensch auch Gottsucher sei. Er sollte es wenigstens sein. Ob er es tatsächlich ist, wage ich nicht zu entscheiden. Der Augenschein spricht oft dagegen. Aber was weiß schließlich ein Mensch vom andern, wie er wirklich ist. Die zweite Frage, ob nicht auch der gläubige Christ Gottsucher sein kann, muß doch wohl so beantwortet werden: als Christ mit ungebrochener Gläubigkeit nicht. Denn das Streben nach Vertiefung, Vergeistigung, nach Verinnerlichung und Mystik bezeichnet man nicht als Gottsuche. Man lasse den Worten ihre Bedeutung. Dagegen ist es durchaus möglich, daß ein ursprünglich religiöser Mensch Schwankungen in seiner Haltung durchläuft, die ihn tatsächlich zum Gottsucher machen können.

Zur Klärung dieser Frage sind einige Begriffe deutlich herauszuarbeiten. Der *Glaube* als Akt (credere) ist ein harmonischer Dreiklang aus Verstand, Wille und Gnade. Sind ein oder zwei Töne dieses Akkords gestört, so gibt es einen Mißklang; fällt ein Ton ganz aus, dann haben wir einen Zweiklang. Bei manchen gibt das religiöse Organon nur einen, vielleicht auch keinen Ton mehr.

Nun existiert eine Reihe von seelischen Unsicherheiten im Glaubensakte, und zwar ganz verschiedener Herkunft, daher verschieden zu beurteilen und verschieden zu behandeln. Es ist notwendig, sich darüber klar zu werden.

a) Der *echte Glaubenszweifel* besteht in einer allgemeinen Unsicherheit und Zaghaftigkeit im Credere überhaupt. Er hat verschiedene Ursachen, bewußte und unbewußte, rationale und irrationale. Im Einzelfall ist zu untersuchen, ob der Glaubenszweifel Grundleiden oder Folgeleiden ist. Wenn letzteres, muß die Behandlung zuerst das Grundleiden beseitigen. Viele Menschen werden davon ergriffen, weil sie sehen, daß Menschen ihrer Umgebung, die sie achten, vielleicht lieben, glaubenslos leben. Diese Beobachtung löst etwa folgende Überlegungen aus: Man kann also auch ohne Glauben ein anständiger Mensch sein, umgekehrt nennen sich Menschen gläubig, die keineswegs besonders hochstehend sind.

Sympathie und Antipathie spielen jedoch bei der Ausprägung der Haltung eine große Rolle. Oder man denkt so: Die müssen doch auch Gründe für ihr Verhalten haben; es scheint also mit den Beweisen für die ausschließliche Richtigkeit unserer Religion doch nicht zu stimmen.

Der wahre Grund entgeht diesen Menschen: Jeder muß auf diesem Gebiete allein für sich handeln. Warum er sich so entschieden hat, muß er mit seinem Gewissen abmachen. Tatsache ist jedoch, daß nicht wenige ungläubige Getaufte geistig auf Borg leben, nämlich vom Duft der geleerten Flasche und von der Wärme der untergegangenen Sonne. Viele Menschen, die mit dem Dogma gebrochen haben, fliehen in das Ethos, nach dem Schlagwort: Es kommt nicht darauf an, was man glaubt, sondern was man für ein Mensch ist. Dagegen kann man nur sagen: Christ, stehe zu deinem Taufversprechen! Meide unnötige Gefährdung, benütze die Mittel zur Glaubensbewahrung, die dir die Erziehungsweisheit der Kirche an die Hand gibt!

b) Die *intellektuelle Glaubensschwierigkeit* ist etwas wesentlich anderes als der echte Glaubenszweifel. Sie bezieht sich in der Regel nur auf einen oder mehrere Punkte, die genau angegeben werden können, z. B. das Verhältnis des biblischen Schöpfungsberichtes zum Weltbild der jetztzeitlichen Naturwissenschaft. Die Frage könnte auch rein theologischer Natur sein, z. B. die Immaculata Conceptio. Hier gibt es nur eines: Unterricht, Aussprache, Belehrung. Diese Gebiete sind in erster Linie Gegenstand des höheren Religionsunterrichtes in den Schulen. Hier kann auch ein gutes Lehrbuch denselben Dienst tun. Es ist unnötig und sollte nicht vorkommen, daß ein Schüler über der rein verstandesmäßigen Glaubensschwierigkeit dem Glaubensschwund verfällt. Es

ist sehr zu begrüßen, daß es an den Universitäten eine akademische Seelsorge gibt, daß es Fortbildungsmöglichkeiten gibt, z. B. theologische Laienkurse, die Wiener Katholische Akademie, Hochschulkurse, Ferialwochen. Ich empfehle zur gemeinsamen Weiterbildung kleine Zirkel in Form der Oratorien. Es genügen fünf bis sechs Leute, die wöchentlich einen Abend halten, auf dem z. B. im Laufe eines Studienjahres die Dogmatik durchgearbeitet wird. Allmählich wird es auch bei uns geben, was es z. B. in Frankreich schon lange gibt, theologisch vorzüglich geschulte Laien, die in der Summe des Aquinaten daheim sind wie im Codex Iuris oder in einem Lehrbuch für Anatomie oder Physiologie. Nebenbei: Das gesunde, starke Brot der Theologie ist etwas ganz anderes als die meist mit Zuckerguß überzogenen Törtchen der modernen religiösen Literatur.

c) Bei der *Glaubensversuchung* handelt es sich um Attacken gegen die gläubige Überzeugung, die äußerst unangenehm werden können, deren Quelle die metaphysische Unterwelt ist. Das Christentum kennt nicht nur — wie die Philosophie — das Böse, sondern den Bösen, den Widersacher Gottes und Feind der Menschen, sowie seine Helfershelfer. Das ist kein Anthropomorphismus, sondern eine klare Glaubenstatsache. Sie hat ihre großartig-düstere Dokumentation in der Versuchung Christi. Dostojewski hat in der Szene: Christus und der Großinquisitor (Die Brüder Karamasow) gesagt: Wären diese drei Fragen aus den Evangelien getilgt, die gesamte vereinigte Gelehrsamkeit der Welt könnte keine solchen Fragen ersinnen, in denen die ganze Geschichte der Menschheit enthalten ist. Diese Beunruhigungen benützen in der Regel die Achillesferse eines Menschen oder eine schwache Seite als Ansatzpunkt und erweitern sie zur Einbruchsstelle. Blitzartig sind sie da und beginnen wie mit Nadeln zu stechen. Der Befallene wehrt sich, indem er widerspricht, entgegnet. Es entwickeln sich lange, rasch und überraschend geführte Dialoge, dies alles, ohne daß äußerlich jemand etwas merkt, vielleicht sogar in anregender Gesellschaft.

Zum Unterschied vom echten Glaubenszweifel verschwinden diese psychischen Attacken ebenso rasch, wie sie gekommen sind. Diese Überfälle werden durch geistliche Hilfsmittel abgewehrt: durch Gebet, freiwillige Buße und Sühne, Fasten als Ausdruck der Überwindung, spartanische Genügsamkeit, Härte gegen sich, Zucht der Sinne, Zucht der Gedanken, vor allem durch das Brot des Lebens. Glaubensversuchungen sind Prüfungen. Sie rufen uns in Erinnerung, daß auch unser Herz zweier Welten Schlachtgebiet ist (C. F. Meyer). Sie sollen uns läutern. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz des geistlichen Lebens, daß eine Seele, je höher sie strebt, desto mehr versucht wird, daß das Ringen um jede

Seele, die Einfluß auf Tausende nimmt, erbitterter ist als um die einfacher Menschen. So muß der Akademiker einschließlich des Theologen seinen Aufstieg nicht nur mit Gesundheit und Lebensfreude, sondern häufig auch mit diesen schweren inneren Kämpfen bezahlen. Es ist daher kein schlechtes Zeichen, wenn die Wespe an ihm nagt. Versuchung — wäre sie auch die schwerste, ihr Inhalt blasphemisch, satanisch — hat nicht das Geringste mit Sünde zu tun. Sie ist auch nicht die kleinste Sünde, wenn der Mensch Nein sagt, sondern ein Verdienst. Aber schaurig ist der Blick vom schmalen Pfad in diese Tiefen.

d) Gänzlich verschieden von diesen drei seelischen Zuständen sind *religiöse Zwangsgedanken*. Mit ihnen betreten wir das Gebiet der Pathologie. Ihre Grundlagen sind eine ererbte Disposition, Nervenschwäche oder angegriffene Nerven durch schwere Schocks und Lebenskämpfe. Die klinische Neurosenlehre kennt den Begriff der Zwangskrankheit[3]). Es handelt sich um Menschen, die an Grübelsucht leiden und einen unbestimmten Drang und Trieb zu verschiedenen Gedanken und Handlungen aufweisen. Man spricht daher von Zählzwang, Genauigkeitszwang, Ordnungszwang usw. Wichtig ist, daß die Trennungslinie zwischen Gewissen und psychischem Zwang ganz fein ist.

Der Inhalt der Zwangsgedanken, die immer negatives Vorzeichen tragen und daher stets traurig, grausig, erschreckend, beängstigend, quälend, häßlich, nie beglückend, erfreulich, schön sind, kann allen Lebensgebieten entstammen. Tatsächlich entstammt er sehr häufig der Religion und der Sexualität. „Viele Zwangsvorgänge erinnern stark an die kultischen Handlungen der Primitiven und offenbaren damit ihre Herkunft aus der Triebschicht . . . Der ewige Kampf des Menschen mit seinen Trieben, das Schuldgefühl der auch nur gedanklich Sündigenden und die Buße, die er sich dann auferlegt — ein Abbild der Zwangskrankheit des modernen Menschen.“[4])

Zur Milderung seien genannt: die Ausschaltung der Fehlerquellen in der Nervenbilanz, Hebung des Gesamtbefindens, Kaltwasserkur, tiefenpsychologiche Behandlung; religiös: Aufopferung der Seelenleiden; Beichte aber nur, wenn der Beichtvater psychiatrisch geschult ist. Allgemein gesprochen, empfiehlt es sich nicht — außer bei der Intellektschwierigkeit —, sich mit diesen Zuständen genau zu beschäftigen. Wer das tut, hält sie fest, wer die Anfechtung „ausschlägt“, desgleichen. Auch keine Selbstbeschwörung: Ich will nicht!, da dadurch der ganze unbewußte Protestapparat eingeschaltet wird, sondern: ich werde mich zum Heiland, zum guten Hirten, zum Kreuz begeben! Diese Dinge sind

[3]) *Dr. Kurt Kolle*, Psychiatrie (1943²), 106 ff.
[4]) *Dr. Kurt Kolle*, a. a. O., 111.

keine Sünde. Ich werde sie tragen wie etwa einen psychischen Katarrh. Er ist lästig, aber keine Schuld. Verwerten wir die Selbsterkenntnis, wie es eigentlich um den Menschen steht, zur Hilfe für andere, zum Verstehen fremder Not.

Dies zu den verschiedenen seelischen Vorgängen der Unsicherheit auf dem Gebiete des Glaubens! Da ich mich nur mit dem Gottsucher, nicht mit dem Gottlosen, dem Atheisten, beschäftige, will ich nur im Vorbeigehen einen Irrtum berichtigen, dem nicht wenige Studierende unterliegen. Man hört so oft: Ich war gläubig in meiner Jugend, aber um das 16. Lebensjahr herum bin ich anders geworden. Ich kann nicht mehr so sein wie früher, ich habe meinen Glauben verloren; vielleicht werde ich später wieder anders. Es ist — leider — möglich, daß der angegebene Sachverhalt zutrifft. In der Jugend fallen die Würfel um die weltanschauliche Haltung der Menschen. Aber es ist möglich, daß hier eine Verwechslung vorliegt. Man verwechselt die Ablegung der Kindesbetrachtung der Religion, einen natürlichen Reifungsvorgang, mit dem Verlust der Religion überhaupt. Wenn der junge Mensch zu sich erwacht und sich die bewußte Persönlichkeit bildet, zersprengt dieser geistige Wachstumsvorgang auch die Formen kindlicher Religionsbetrachtung. Dem widerspricht nicht, daß viele Menschen zeitlebens persönlich ihre Kindergebete sprechen. Es handelt sich dabei nicht nur um eine Gewohnheit — es kann das auch sein —, sondern um das urchristliche Verhältnis: Kind vor Gott. „Wenn ihr nicht werdet wie eines dieser Kleinen, werdet ihr in das Himmelreich nicht eingehen."

3. Allgemeines über den Werdegang des Gottsuchers als Typus

Der Herkunft nach kommen die Gottsucher aus ungläubigem oder glaubensfeindlichem Elternhaus, die meisten aus weltanschaulich gespaltenen oder indifferenten, nicht wenige auch aus gläubigen Familien.

a) Die erste Gruppe ist wohl durch die *Primitivität des Kampfes gegen Christus und Kirche abgestoßen.* Auch für sie erhebt sich die Frage: Alles Trug und Täuschung bei den anderen? Auch der Unglaube hat seine Zweifel und seine Versuchungen. Ich weiß aus Erfahrung, daß Gottsucher aus diesen Kreisen dankbar sind für eine Hilfe; doch lasse man auch hier den Entschluß einer Rückkehr reifen. Warten und nochmals warten! Den Zeitpunkt der Reife an den Dingen zu erkennen, ist ja nach Gracian ein Gebot der Klugheit.

b) Die zweite Gruppe kommt aus *religiös gemischten und indifferenten Kreisen.* Wir haben uns daran gewöhnt, die vor dem Gesetz in Österreich als Katholiken geltende Bevölkerung in Bekenntnis-, Traditions- und Namenskatholiken einzuteilen. Die Bekenntniskatholiken umfassen das Kirchenvolk, das den Sonntag

und Ostern hält; die Traditionskatholiken solche, die sich einige Male im Jahre (Altjahrstag, Neujahr, Weihnachten, Ostern) in der Kirche zeigen, vor der Trauung und vor dem Tode die Sakramente empfangen, vielleicht auch persönliche Beziehungen zum Klerus unterhalten. Ihre Grundhaltung ist: Nur nicht übertreiben, aber Religion muß sein! Die übrigen gehören zu den Namenskatholiken. Sie praktizieren nicht, sind aber auch nicht weggegangen und haben die Kirchenbeiträge gezahlt. Die Übergänge von der zweiten zur dritten Schichte sind fließend. Volle Religiosität kann in ihrem Klima kaum gedeihen. Es wird der religiöse Allerweltsmensch hervorgehen, verwaschen, unentschieden, indifferent. Die wenigen, die diesen Bannkreis durchstoßen, sind in der Regel ungewöhnlich aufgeschlossene Menschen. Sehr viel kommt darauf an, an wen sie später geraten.

c) Eine Klasse für sich bilden die *aus gläubigem Elternhaus kommenden Gottsucher*. Man fragt sich immer wieder: Wie ist das möglich? Es gibt eigenartige Verkehrungen: Tieffromme Menschen aus total ungläubiger Umgebung, sogar die im Sumpf blühende Lilie; andrerseits Menschen, die nach gläubiger Jugend mit der Religion gebrochen haben, um später wieder den Pfad zu Gott zu betreten. Ist es ein Protest gegen das Elternhaus, ist es unrichtige Religionspädagogik (ein Zuviel an religiösen Übungen), ein Bruch mit der Tradition, der in einer besonderen Anlage begründet ist? Es wird sich nicht restlos entschleiern lassen. Fest steht nur, daß sich nach solcher Vergangenheit oft sehr unangenehme Menschen herausbilden. Erfüllt von Vorurteil, gehemmt durch Blickstarre, unzugänglich für die Sprache der Religion, die ihnen nichts besagt, weil Worte und Begriffe zu abgenützt sind. Ich persönlich habe unter ihnen gereizte Leute, rabiate Typen kennengelernt. Vielleicht brennt ihnen ihre katholische Vergangenheit noch zu stark auf den Fingernägeln. Es heißt, mit Geduld und starker Selbstüberwindung solche Menschen sich aussprechen lassen, anhören, die Affekte dämpfen und sich selbst beherrschen. Ein Rechtsanwalt, Jugendbekannter, sagte mir einmal: Kein Geistlicher hat etwas zu arbeiten. Er wiederholte diese Behauptung auf meinen erstaunten Blick, wie er das meine: „Weil wir den ganzen Tag für unsere Familie arbeiten müssen. Ihr habt keine Familie." Da klingen Ressentiments durch. Jedenfalls sollte sich ein Jurist solche ungerechte Bemerkungen überlegen.

Die Gründe, die solche Menschen vorschieben, sind verschieden. Meist handelt es sich um eine Fehlentwicklung, die durch Anlagen und durch äußere Momente begünstigt wird. An ihrer Spitze steht ein falscher Freiheitsbegriff. An viele junge Menschen tritt die Versuchung zu völliger Ungebundenheit heran. Es gibt ja auch unter Erwachsenen den Typ des Kulturzigeuners. Religion

bedeutet aber sprachlich und sachlich „Bindung" (des Menschen an Gott). Daher kommt man nicht zusammen. Wahllosigkeit im Umgang mit Menschen und Büchern hat manchen vom richtigen Pfade abgebracht. Nur Selbsttäuschung spricht: Ich bin geeicht, mir macht das nichts, ich vertrage auch starken Tabak. Man befrage sein Gewissen: Kann ich das verantworten? Nicht: Darf ich, darf ich nicht? Sondern: Was ist es mit der inneren Zucht und Selbstformung?

Daß endlich ein Leben wider das Gewissen zur Verdunkelung der Gotteserkenntnis führt, war schon der antiken Philosophie bekannt. In einem Dialog zwischen einem Heiden und einem Christen sagt der Heide: „Zeige mir deinen Gott!" Worauf der Christ antwortet: „Zeige mir dein Gewissen, und ich zeige dir meinen Gott."

Nicht selten hat sich ein Mensch innerlich gewandelt, weil er die Verbindung der Seele mit Gott vernachlässigte. Es ist ein alter Irrtum Intellektueller, durch Lesen und Grübeln am Schreibtisch über die letzten Fragen ins reine kommen zu wollen. Glaube ist der Ausdruck der Gesamtpersönlichkeit, nicht eine Intellektsache.

In diesem Zusammenhang gilt es auch, der verschiedenen *Wege zu Gott* zu gedenken. Der breiteste ist der Weg der Überlieferung durch das Elternhaus. Ein Großteil hat das katholische Bekenntnis übernommen von den Eltern. Diese Herkunft ist selbst eine Bindung, so stark, daß sie sogar hält, wenn die innere Haltung sich verändert hat. Viele Menschen gehen deswegen von der Kirche nicht weg, weil dies einen Bruch mit der Tradition des Elternhauses bedeutete. Sonst sind zu nennen: das Gottesbedürfnis, die Gottesahnung, das Gotteserlebnis und der seltene Fall einer auffälligen Bekehrung durch ein unmittelbares Eingreifen Gottes. Seelisch entsprechen diesen Wegen die Hilfsbedürftigkeit und Existenznot des Menschen, die Fähigkeit, über das diskursive Denken hinaus bis zum Letzten vorzudringen, die Betätigung einer tiefsten und verborgensten Seelenfunktion, die die Mystiker den Seelengrund oder das Seelenfünklein genannt haben, schließlich das Phänomen der Bekehrung, wie es klassisch z. B. in der Christusvision eines Paulus vor Damaskus festgehalten ist.

Man wird sich wundern, daß ich die Gottesbeweise nicht erwähne. Ich erwähne sie, aber an letzter Stelle. Nicht als ob dieser Weg der Vernunft der minderste wäre, er ist nur der seltenste, nur für einen Menschentyp, der wahrscheinlich nicht zwei Prozent der Menschheit ausmacht. Anders in philosophischen oder theologischen Vorlesungen: dort gehören diese Steige des Denkens an die Spitze.

Ich schließe diesen allgemeinen Teil mit einem Wort Berdjajews, eines Schülers Wladimir Solowjews, den man zutreffend

den russischen Newman genannt hat. Er schreibt: „Es gibt eine menschliche Sehnsucht nach Gott, es gibt aber auch eine göttliche Sehnsucht nach dem Menschen. Gott ist die größte Idee, das größte Thema, die größte Sehnsucht der Menschen. Der Mensch ist die größte Idee, das größte Thema, die größte Sehnsucht Gottes. Das Problem Gottes ist ein menschliches Problem. Das Problem des Menschen ist ein göttliches Problem."[5]) Solowjew macht die wichtige Feststellung: „Es ist Pflicht zu sagen, daß die Sucher der Wahrheit noch keine Lehrer darüber sind, die Geistträumer noch keine Geistträger und die Wahrsager — keine Propheten Gottes. Die Bekenntnisse der großen russischen Schriftsteller (z. B. Gogol: Briefwechsel mit Freunden; Dostojewski: Tagebuch eines Schriftstellers; Tolstoi: Was ist mein Glaube?) haben ihre Bedeutung, hauptsächlich als documenta humana, jedoch sind es keine Weisheitsworte der gottgesandten Lehrer und Wegweiser."[6]) Diese Weisheit (hagia sophia) lernt man eben nicht bei ihnen, auch nicht bei Dante, Shakespeare, Molière oder Goethe. Ihre Quelle ist die Heilige Schrift.

Zweiter Teil: Augustinus (354—430)

1. Warum Augustinus als klassischer Fall?

Es ist zur Veranschaulichung des Gesagten notwendig, wenigstens einen konkreten Fall näher zu besehen. Jeder Fall liegt anders. Nicht zwei Fälle sind gleich. Ich habe *Augustinus* ausgewählt, und zwar aus folgenden Gründen: Er gehört zu den Klassikern der Geistesgeschichte. Seine Ideen bilden nicht nur die geistigen Grundlagen des Mittelalters, sondern ziehen sich, jung wie am ersten Tag, durch die Neuzeit. Als Mann der Spätantike gehört er einer folgenschweren Zeitenwende an, dem Übergang der versinkenden Antike zum auftauchenden Mittelalter. Das macht ihn uns, die wir gleichfalls in einer Wendezeit leben, zeitnahe. Er nimmt ferner in der Geschichte der Autobiographie vielleicht den ersten Platz ein durch seine Confessiones. Sie gelten als die bedeutendste Selbstbiographie der Weltliteratur und stehen in der Handbücherei geistig gerichteter Menschen aller Völker. Oft nachgeahmt und nie erreicht, ist das Werk als Ganzes von einsamer Großartigkeit und gehört zu den ewigen Besitztümern der Menschheit (Eduard Norden). Endlich handelt es sich um das persönlichste Buch der philosophischen Weltliteratur. Man hat Augustinus den ersten modernen Menschen genannt. Sicher ist, daß seine Persönlichkeit und sein geistiger Werdegang stark an

---

[5]) Östliches Christentum, Bd. 2, 233.

[6]) *W. Solowjew*, Monarchia S. Petri. Von Kobilenksi-Ellis (1929), 622.

das zwanzigste Jahrhundert gemahnen. Er ist der Prototyp des Gottsuchers. Gründe genug, die gerade die Wahl dieser weltgeschichtlichen Gestalt zur Verdeutlichung verständlich erscheinen lassen.

2. Lebenslauf

Nur als Rahmen seine Lebensdaten in knappster Form. Geboren am 13. November 354 zu Tagaste, einer Kleinstadt der römischen Provinz Numidia proconsularis in Nordafrika. Vater Heide, Mutter Christin. Augustinus wird den Katechumenen beigesellt, aber nicht getauft. Elementarschule, Grammatikschule in Madaura (12. bis 15. Jahr). Ehrgeiz, Flatterhaftigkeit und Launen beherrschen den Hochbegabten. Das 16. Lebensjahr müßig im Elternhaus, in Liebeshändeln verwildernd. Darauf die Hochschule von Karthago, wo er Rhetorik studiert, also die juridische Laufbahn wählt. Er lebt mit einer Konkubine, die ihm einen Sohn, Adeodatus, schenkt. Erster Wendepunkt seines Lebens durch den „Hortensius" des Cicero. Das Buch fordert das Studium der Weisheit. Er greift zur Heiligen Schrift, aber ihre unklassische Form stößt ihn ab. Schließt sich dem Manichäismus an. Aus unbekannten Gründen gibt er das Rechtsstudium auf und wird Grammatiklehrer in Tagaste. Nach dem Tod seines Jugendfreundes geht er als Dozent der Rhetorik nach Karthago, löst sich allmählich vom Manichäismus los und wird Skeptiker. Er erhält eine Professur in Mailand, wo er mit Ambrosius zusammentrifft. Um ein Haar wäre er Epikuräer geworden, doch hält ihn der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele zurück. Der Führer zur Wahrheit wird Platon. Als größtes Hindernis stellt sich sein unbeherrschtes Triebleben heraus. Er greift neuerlich zur Bibel, diesmal demütig geworden. Nach schwerstem Seelenkampf, der uns das Ringen zwischen Gnade und freiem Willen erschütternd aufzeigt, erfolgt der Durchbruch der Gnade, und unter Schmerzen wird ein neuer Mensch geboren. Auf dem Landgut Cassiciacum bereitet er sich auf den Empfang der Taufe vor und schickt sich an, nach Afrika zurückzukehren. In Ostia erkrankt seine Mutter Monika und stirbt. Er bleibt nun ein Jahr in Rom, kehrt 388 nach Afrika zurück, wo er schließlich Bischof von Hippo Regius wird. 35 Jahre führt er den Hirtenstab, in schwerem Kampfe mit verschiedenen Sekten. Er erlebt noch die Überflutung des Reiches durch die Völkerwanderung und schreibt in diesem Zusammenhang sein geschichtsphilosophisches Werk „De civitate Dei". 429 brechen die Vandalen unter Geiserich in Afrika ein. Augustinus stirbt 430, als die Vandalen Hippo belagern, erfüllt von einer wahren Untergangsstimmung, doch überzeugt, daß die Kirche bestehen werde.

3. Der Gottsucher

Für unsere Zwecke kommt nur der Augustinus bis zu seiner Bekehrung in Betracht, wenngleich auf ihn auch später als Bischof die Bezeichnung Gottsucher im edelsten Sinne des Wortes angewendet werden mag. Wie sähe Augustinus heute aus? Er wäre Professor der Philosophie an einer philosophischen Fakultät, großer Freund der Musik und Dichtung, ein ausgesprochen künstlerisch veranlagter Mensch, stets Mittelpunkt eines großen Freundeskreises und von sehr weitherziger, freier Lebensführung. Die folgenden Einzelheiten sind herauszuheben.

a) Das geistige Antlitz seiner *Heimat* ist zwiespältig und widerspruchsvoll: halb numidisch-punisch, halb römisch-lateinisch. Dieser Riß geht auch durch die *Familie:* der Vater war römischer, die Mutter numidischer Abkunft. Zwiespältig war der Geist des Elternhauses: der Vater war Heide, die Mutter aus altchristlichem Hause. Die Eltern sind ganz verschiedene Charaktere. Der Vater Patricius, Mitglied des Gemeinderates und von bescheidenem Vermögen, war geistig unbedeutend, in sittlicher Hinsicht lax, gutmütig, aber leicht aufbrausend, dem Christentum, obwohl Heide, nicht feindlich gesinnt. Sein Ehrgeiz galt seinem Sohne, in dessen Glanze er sich sonnen wollte. Die Mutter Monika war eine geistig hochstehende Frau, klug, tatkräftig, liebenswürdig. Dem Hause gab sie christliches Gepräge. Sie war eine vorbildliche Hausfrau und Mutter und stieg als Witwe rasch zur Vollendung in der Heiligkeit empor.

b) Auch die *Anlagen* sind zu berücksichtigen[7]). Vor allem war Augustinus nicht zum Helden geboren. Sein Körper war stets schwach und gebrechlich. Auch seine Seele litt an ernsten Schwächen. Große Beweglichkeit und Empfindsamkeit durchdringt sein ganzes Wesen. Alle Sinne, Auge, Ohr, Gaumen, dürsten nach Genuß. Die Macht der „bösen Begierlichkeit" kennt er aus trauriger Erfahrung. Sein weiches Gemüt hat ein starkes Bedürfnis nach Liebe und Freundschaft, nach Lob und Anerkennung. Leicht gerät er in heftige Schwingungen durch die ganze Stufenleiter der Affekte. Der schwächere Wille steht immer in Gefahr, von ihnen mitgerissen zu werden, er zeigt sich öfters schwankend und wenig tatkräftig. Aus dem Widerstreit von Ideal und Leben, Genußverlangen und Entsagungspflicht ergibt sich ein schwermütiger, melancholischer Zug. Seine hochgradige Empfindsamkeit antwortet stark auf jeden äußeren Reiz, in der Abwehr ist er schwach. Es fehlt das Metall in seinem Charakter. Sein Verstand hat einen förmlichen Durst nach Wahrheit und Wissen. Er ist

---

[7]) *Konrad Kirch,* Helden des Christentums, I, Aus dem christlichen Altertum, 117 f. und 80.

scharf, Meister in der Zergliederung, etwas spitzfindig, grüblerisch und zweiflerisch.

c) *Seine Problematik im Denken.* Kein Wunder, daß dieser hochfliegende Geist bei der alten philosophischen Frage: Woher und wozu ist das Übel? ansetzt. Die Religion des Persers Mani bot ihm die erste Lösung: schroffen Dualismus. Es existiert ein ewiges Urprinzip des Guten und des Bösen. Die Reiche des Lichtes und der Finsternis stehen in ewigem Kampfe. Im Menschen sind die Lichtteile und bösen Elemente gemischt. Der Mensch ist gut und schlecht nicht durch den Gebrauch seiner Freiheit, sondern durch Naturnotwendigkeit. Christus ist gekommen, die Lichtteile von dem bösen Stoffe zu erlösen. Diese Lehre war dem Zustand des Augustinus, der auf dieser Stufe stark libidinös und sexuell durchtränkt ist, auf den Leib geschnitten. Wie bezeichnend, wenn er selbst sagt: „Ich war der Meinung, nicht wir sündigten, sondern ‚es' sündige. Mein Geist freute sich daran, ohne Schuld zu sein, und wenn ich etwas Böses begangen hatte, nicht bekennen zu müssen." Wie bezeichnend für seinen Zustand: Nicht ich, sondern es! Aber doch — indirekt zugestanden — das Schuldgefühl und das Bedürfnis nach Rechtfertigung! Dazu kam, daß die Manichäer den Katholiken blinden, vernunftwidrigen Glauben vorwarfen, während sie vorgaben, ihre Anhänger durch reine Vernunfterkenntnis zu Gott zu führen. Augustinus schreibt: „Wer sollte durch solche Verheißungen nicht angelockt werden, zumal ein nach Wahrheit dürstender Jüngling, der durch die Vorlesungen einiger Schulgelehrten stolz und schwatzhaft geworden ist? So war ich damals, als sie sich an mich heranmachten." Es lag an seiner zu Fanatismus neigenden Natur, daß er heftig für den Manichäismus agitierte.

Und die Lösung aus dieser Umklammerung? Sie kam teilweise von der Wissenschaft. Philosophie und Astronomie gaben ihm Erkenntnisse in die Hand, vor denen der Manichäismus verblaßte. Seine „kritische Methode" der Schriftauslegung erwies sich als eine Schriftdeutung nach vorgefaßten Meinungen. Eine Aussprache mit dem manichäischen Bischof ergab, daß dieser einem Augustinus nicht im geringsten gewachsen war. So landete er bei der Meinung der sogenannten „Neueren Akademie", die sehr viele Anhänger hatte. Sie behauptete, die Wahrheit sei für den Menschen unerreichbar. Gegen den Glauben seiner Kindheit hatten ihm die Manichäer so viele Vorurteile eingeflößt, daß er nicht daran dachte, die Wahrheit dort zu suchen. Er war dem Christentum gegenüber wertblind geworden.

Für einen Geist wie Augustinus konnte jedoch der Skeptizismus nur ein Durchgangsstadium sein. Aber es ging langsam voran. Die Predigten des Ambrosius besuchte er nur, weil ihn, den Pro-

fessor der Rhetorik, dessen klassische Beredsamkeit anzog. Er ging hin, um Ambrosius auf seine Rednergabe zu prüfen. Für den Inhalt war er teilnahmslos, ja voller Geringschätzung. Nur die Anmut des Vortrages ergötzte ihn. In Christus verehrte er nur den Mann von hervorragender Weisheit, dem niemand an die Seite gesetzt werden könne. Ein Gutes hatte ihm der Manichäismus gebracht: die Aussöhnung mit dem Autoritätsglauben der Kirche. Er sagte sich, ein solcher Glaube sei nicht unvernünftig und unwissenschaftlich, er werde in hundert Dingen des täglichen Lebens von den Menschen geübt und sei von Gott auch für die Religion als geeignetes, der Menschennatur entsprechendes Belehrungsmittel gewählt worden. In den Schwierigkeiten der heiligen Bücher zeigten sich die Geheimnisse Gottes; es handle sich nicht um philosophische Texte. Augustinus sah ein, daß ihn sein Streben nach „Voraussetzungslosigkeit" die Beute von Vorurteilen werden ließ. Er wäre verpflichtet gewesen, erst zu fragen und verstehen zu lernen, dann erst Beschuldigungen auszusprechen. Daß er umgekehrt vorging, darüber schämte er sich. Rühmenswert sind die Ehrlichkeit und die intellektuelle Sauberkeit.

Noch blieben zwei Punkte zu bereinigen. Es fehlte ihm der Begriff der reinen Geistigkeit (er stellte sich Gottes Unendlichkeit als grenzenlose Ausdehnung vor). Und ungelöst war die Frage nach dem Ursprung des Übels. Der Wegweiser wurde Platon, dessen Schriften er aufmerksam las. In den „Ideen" Platons trat ihm eine Welt reiner Geistigkeit entgegen, die nur der Verstand wahrnimmt. Die sinnenfällige Körperwelt ist bloß ein schattenhaftes Abbild des „wahrhaft Wirklichen". Gott ist reiner Geist, das höchste Gut, die höchste Wahrheit. Alles Endliche ist notwendig unvollkommen. Hier liegt der tiefste Grund des Übels (des physischen und moralischen). Das Böse ist also kein Grundwesen, keine greifbare Wirklichkeit, sondern eine Verneinung, ein bloßer Mangel; nicht ouk on, me on. Auch der endliche Wille ist mangelhaft. Er kann seine Freiheit mißbrauchen, und in diesem Mißbrauch liegt der Ursprung des sittlichen Übels, der Sünde. So ebnete Platons Philosophie dem Grübler den Weg zu Christus. Doch lag noch ein schwerer Block quer über dem Weg: sein unmoralischer Lebenswandel.

d) *Die Problematik im Leben.* Wir hörten, daß Augustinus schon als Sechzehnjähriger in Liebeshändeln verwilderte. „Es blieb nicht beim Verkehr von Seele zu Seele; ich überschritt das helle Reich der Freundschaft. Aus dem Schlamm der Begierde, aus dem Sprudel der Jugendkraft stiegen Nebel auf und umwölkten und verfinsterten mein Herz, daß es den hellen Glanz der Liebe nicht von der Finsternis der Begierde zu scheiden

wußte. Wirr durcheinander wogend rissen sie das junge Herz widerstandslos durch die Abgründe der Leidenschaften und ließen es untergehen im Schlunde der Missetaten" (PI, 2). Er schämte sich vor seinen Altersgenossen, an Ausschweifung zurückzubleiben, erfand manches und renommierte mit seinen sexuellen Taten. Nach diesem wilden Austoben heißblütiger Sinnlichkeit ging er ein dauerndes Verhältnis ein, dem ein Sohn entstammte. Dazu ist zu bemerken, daß nach römischem Recht das Konkubinat ein gewisser Rechtszustand war. Psychologisch interessant ist, daß Augustinus dennoch das Wunschbild sittlicher Reinheit hochhielt. Sein nach Harmonie und Schönheit dürstender Geist fühlte den Abstand. Aber er gestand: ich kann nicht. Vergeblich bemühte sich seine unglückliche Mutter um eine Heirat mit einem wertvollen Mädchen. Die Wahl fiel endlich auf ein Mädchen, das aber wegen seiner Jugend noch zwei Jahre warten mußte. Von seiner bisherigen Lebensgefährtin, die übrigens Christin war, trennte sich Augustinus nach sehr schweren Kämpfen. Sie ging nach Afrika zurück, während der Sohn beim Vater blieb. Augustinus stand jedoch so unter der Macht der Gewohnheit, daß er sofort wieder in einer zweiten wilden Ehe lebte.

In diesem Zustande ereilte ihn die Gnade. Die Entscheidung brachten packende Beispiele der Bekehrung. Eine solche Erzählung wühlte Augustinus in der Tiefe auf. Er packte seinen Freund Alypius am Arm und rief: „Wie geschieht uns? . . . Die Ungebildeten stehen auf und reißen den Himmel an sich, und wir mit unserer Gelehrsamkeit, sieh', wie tief wir in Fleisch und Blut vergraben sind!" (VIII, 8). Er stürmte in den Garten. Die gewalttätige Gewohnheit flüsterte ihm zu: „Glaubst du, es ohne sie aushalten zu können?" Aber strahlend trat ihm das Bild der Enthaltsamkeit wie eine Göttin entgegen und mahnte freundlich: „Wirst du nicht können, was jene Männer und Frauen vermochten? Haben sie es aus sich vermocht oder nicht vielmehr im Herrn? . . . Wirf dich in seine Arme und fürchte dich nicht!" (VIII, 11). Plötzlich warf sich Augustinus unter einem Feigenbaume nieder, brach in Tränen aus und rief laut klagend: „Morgen und immer wieder morgen? Warum nicht jetzt, warum nicht in dieser Stunde das Ende meiner Schmach?" Da hörte er aus dem Nachbarhaus eine Kinderstimme wie beim Spiel: Tolle lege, tolle lege! Als echt antiker Mensch bezog er das als Mahnung von oben auf sich. Er eilte in die Laube, ergriff die Schriftrolle, und sein Auge fiel zuerst — in einer Art Orakel — auf Römer 13, 13 f.: „(Laßt uns wandeln) nicht in Schmausereien und Trinkgelagen, nicht in Schlafkammern und Unzucht, sondern zieht den Herrn Jesus Christus an!" Es war genug. „Einströmte das Licht der Sicherheit, und die Finsternisse des Zweifels schwanden."

4. Die Gottsucher und wir

Auch die innere Entwicklung ist ein langer Ablauf, gehemmt durch Rückschläge, ungewissen Ausganges. Wissen wir, auf welcher Stufe sich Menschen, die Gott suchen, gerade befinden, wenn sie mit uns zusammentreffen? Doch ist zu unterscheiden zwischen dem ernsten Sucher und dem leichtfertigen Spieler mit so ernsten Dingen. Hilfe? Beobachten, Nachdenken, Symptome Deuten, Verstehen und vor allem Beschwörung der göttlichen Mächte. Nur keine Formeln, kein Schema! Ein Penicillin wider Atheismus existiert nicht! Verfehlt sind Wegstoßen, Abstoßen, Abtun mit Witzen, Nichternstnehmen. Eine außerordentliche Belastungsprobe für den Helfer sind Affektausbrüche und Zynismus. Von Schaden ist auch der ungute, unberufene, fanatische, geräuschvolle „Apostel**typ**", in dem sich unerleuchtete Helfer nicht selten gefallen. Es ist schwierig, ein weltanschauliches Gespräch sachlich und positiv zu führen. Am besten geschieht dies zu zweit, nie im Eisenbahnabteil.

Doch ist sicher: wer sich liebevoll einer suchenden Seele annimmt und sie vielleicht auf den rechten Pfad führt, der hat eine große Tat getan und darf des Segens sicher sein. Schon aus einem einfachen praktischen Grunde ist eine solche Seelsorge im höchsten Sinne des Wortes heute Pflicht des gebildeten Laien: die Arbeit ist so groß, der Arbeiter im Weinberg sind viel zu wenige. Dazu kommt, daß eine solche Hilfe stundenlange Aussprachen, und zwar wiederholt, beansprucht. Unerwünscht ist jede weitere Bindung, wenn der suchende Teil selber gehen kann. Dann zieht sich der Helfer am besten — in dieser Frage — zurück. Notwendig sind außer der Nächstenliebe Sachkenntnisse aus Philosophie und Theologie, aus Pädagogik und auch aus der Psychiatrie. Es ist leider Tatsache, daß das Heer der Gemüts- und Geisteskranken in ungeheurem Ausmaße zunimmt. Man kann geradezu von einer Tyrannis der Neurose sprechen, die bis in bäuerliche Kreise reicht. Die außerordentlichen seelischen und körperlichen Belastungen unserer Zeit haben ein ganzes Geschlecht ruiniert. Nicht mehr der seelisch Gesunde ist die Regel, sondern der seelisch Kranke oder wenigstens Angegriffene. Das ist zu berücksichtigen. Der Einzelfall gleicht fast immer einer Subtraktion: Normalfall der theologischen Lehrbücher — Neurose = konkreter Fall. Ein Einzelfall sei herausgegriffen.

5. Zur Lebens- und Existenzangst

Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die an Lebens- und Existenzangst litten. In der Gegenwart hat diese Angst, äußerlich verdeckt durch Resignation, Stumpfheit und seelische Übermüdung, einen erschrecklichen Grad erreicht und eine noch

erschrecklichere Verbreitung gefunden. Was soll mit mir werden? Was soll dieses Leben überhaupt? Man erkennt zwei Elemente: ein zeitgebundenes, historisches, bedingt durch die Zeitenwende der Gegenwart, und ein zeitloses, philosophisches, das wohl immer bestanden hat. Man fragt: Woher weiß man das? Ich antworte: Aus den ältesten Menschheitsüberlieferungen, die sich in Mythen, Sagen, vor allem in den Märchen widerspiegeln; sodann aus dem ewig neuen Ursprung des Lebens, aus dem Kind und seinem Seelenleben; wohl auch aus den Träumen der Menschen. Das Erwachen des kindlichen Seelenlebens ist durchzogen von vielen Seelenleiden, über die Erwachsene oft stumpf und roh hinwegsehen. Wer gewohnt ist, Kinder zu beobachten, ist bestürzt über den tieftraurigen Ausdruck der Augen, über das alte Gesicht, über einen schmerzlichen Zug um die Nasenflügel, über das verlorene Schauen, über das Schweigen. Zu viel des Neuen kommt. Alles ist neu, fremd, vielleicht feindlich. Das Kind ist so hilflos. Es fürchtet sich vor der Dunkelheit, vor dem Alleinsein, vor geschlossenen Räumen. Die Angst ist ein Grundelement seines Daseins. Dazu die Angstträume, das Aufschreien des fieberischen Kindes im pavor nocturnus. Jede Mutter weiß, daß sie das Kind nicht allein lassen soll und daß ein Lichtlein brennen soll. Diese Züge nehmen so viele in das spätere Leben mit, sie können diese Zustände nicht nur nicht loswerden, sondern sie erleben sie bewußt, so wie viele die Gewitterfurcht. Dazu kommt Gewissensangst und Gerichtsangst. Ich kann nur im Vorbeigehen erwähnen, daß auch der Religionsunterricht vor dem Kinde sehr behutsam vorgehen muß und vor allem die Lichtgestalt des Heilandes in den Mittelpunkt zu rücken hat. Sonst könnte in der zarten Kinderseele geradezu ein Trauma ausgelöst werden.

In Verbindung mit schmerzlichen Reifungsvorgängen und mit den Erfahrungen des Lebenskampfes kommt es dann zur Ausbildung der Lebens- und Existenzangst beim Erwachsenen. Unablässig beschäftigen sich die Leute mit der Frage: Was soll aus mir werden? Werde ich den Anforderungen des Daseins gewachsen sein? Hat dieses Dasein überhaupt einen Sinn? Und welche Konsequenzen ergeben sich daraus? Damit ist aber der Mensch unmittelbar vor Gott gestellt. Manchen führt diese leidvolle Problematik zu Gott, manchen von Gott weg. Ungemein beruhigend wirkt das christliche Grundverhältnis Vater — Kind. Freilich ist dieses Grundverhältnis infolge der zahllosen zerrütteten und getrennten Ehen für Tausende von Kindern ebenfalls gefährdet.

Angesichts der Trümmer und Ruinen müssen wir mit Vergil gestehen: „Sunt lacrimae rerum." Noch dringender ist die moralische Neuordnung der Welt, zu der Pius XII. aufgerufen hat.

Dazu gehört wesentlich das Normbild des christlichen Menschen. In der konkreten Wirklichkeit begegnet uns als ein Typus der Gottsucher. In Aurelius Augustinus sprach eine weltgeschichtliche Persönlichkeit aus diesem Kreis zu uns. Letzten Endes geht seine Aussage über seine eigene innere Geschichte auf das Wort, das ich dieser Vorlesung voraussstellte:

„Grande profundum homo."

Die Grundfragen der Schwestern-Seelsorge

Ein Beitrag zum Wesensbild der modernen caritativen Ordensgenossenschaften

Von *P. Dr. Robert Svoboda O. S. C.*, Innsbruck

Die Ordensgenossenschaften, die in einem bestimmten Zeitabschnitt nebeneinander gegründet wurden — meist zu verwandten Zwecken —, haben trotz aller Verschiedenheiten immer wieder so viele gemeinsame Züge, die für alle typisch sind, daß wir sie gedanklich zu Gruppen zusammenordnen und jeweils von einem entsprechenden Ordenstyp sprechen. Die Kirche ordnet selber jede Neugründung bei der Approbation dem betreffenden Leittyp zu, ohne allerdings einem engen Schematisieren zu verfallen. In diesem Sinne haben auch die vielen weiblichen Gemeinschaften, die in den letzten hundert Jahren überall in Europa und Amerika gegründet wurden, so viel Gemeinsames, daß sie unter dem *Typ der modernen caritativen Ordensgenossenschaften* zusammengefaßt werden können.

Dieser Typ ist aber als solcher noch nicht geklärt. Wir hatten z. B. bei der letzten Gesamtzählung, die Österreich und Deutschland (1943) umfaßte, zirka 250 verschiedene Mutter- oder Provinzhäuser von zirka 150 weiblichen Orden. Davon trugen zirka 70 (mit über 40.000 Schwestern) bis zu einem gewissen Grad franziskanisches Gepräge, zirka 20 übernahmen die sogenannte Augustinus-Regel, ein Dutzend waren Vinzentinerinnen usw.[1]) Manche Satzungen sind neuerdings umgearbeitet, manche

[1]) Die Zahl der Ordensschwestern in Österreich dürfte derzeit gegen 14.000 in gut 1000 Niederlassungen betragen, so daß je eine Schwester auf über 400 Katholiken kommt. Gegenüber 1938 bedeutet das einen Rückgang von zirka 15 Prozent, der vor allem auf zahlreiche Todesfälle ohne ergänzenden Nachwuchs zurückzuführen ist. Über zwei Drittel dieser Schwestern leben in den großen Ordensgenossenschaften, unter denen die Vinzentinerinnen mit über 4000 Mitgliedern der Mutterhäuser Graz, Salzburg, Zams, Innsbruck und Gumpendorf die stärkste Gruppe bilden. Fast 4000 Schwestern in den Mutterhäusern Hartmanngasse, Vöcklabruck, Apostelgasse, Hallein, der Kreuzschwestern und der Elisabethinen folgen der franziskanischen Observanz, während zirka 3000 Schwe-

durch die Entwicklung teilweise überholt worden. Bemerkenswerte Neugründungen ergänzen das Gesamtbild. Es dürfte an der Zeit sein, die Summe aus den Erfahrungen, Anregungen und Bemühungen des letzten Ordens-Jahrhunderts zu ziehen, um das Wesensbild der modernen caritativen Ordensgenossenschaften immer deutlicher werden zu lassen und seine gottgewollten Gesetzlichkeiten immer wertvoller auszuprägen.

Jeder Ordenstyp braucht viele Jahrzehnte, mitunter sogar Jahrhunderte zur Klärung, Entfaltung, Durchformung und Ausprägung seiner Idee, seiner Aszese und Persönlichkeitsbildung, seiner Lebensform und Arbeitsmethoden. Das gilt auch bezüglich der benediktinischen oder franziskanischen Gruppe oder der Regularkleriker. Es wäre ein verhängnisvoller Irrtum, das Gedankengut der Gründungszeit im Orden nicht weiterentwickeln zu wollen; gerade bei den vielen neuzeitlichen Ordensgründungen haben sich die hochseligen Stifter(innen) immer bewußt als dienende Helfer(innen) gegenüber der Zeitnot erlebt und ihre eigene Neugründung möglichst zeitgerecht, arbeitsfähig und entfaltungskräftig gewollt. Es hat deshalb gewiß einen guten Sinn, der *modernen Ordenstypik* nun ein wenig nachzusinnen. Diese Besinnung ist umso zukunftsfreudiger, als sich diese caritativen Genossenschaften in den ungewöhnlichen Erschütterungen und Belastungen der letzten Jahre als durchaus *krisenfest* erwiesen und in ihrer Treue des Zusammenhalts, in der Ausrichtung auf das Ordensideal, in der Steigerung der Arbeitsleistung und sogar in der wirtschaftlichen Festigkeit bewährt haben. Es gibt traurige Beispiele genug in der Geschichte ähnlicher Erprobungen (vgl. Reformation, Dreißigjähriger Krieg), wo ganze Ordensgruppen versagten, so daß uns diese hervorragende Bewährung in der Gegenwart nicht einfachhin selbstverständlich ist. In ihr erweist sich — mit der Gnade Gottes — vielmehr die *innere Kraft und Jugendlichkeit* der caritativen Ordensgenossenschaften. Junge Orden aber haben die Möglichkeit und den Auftrag zur Fortentwicklung, und ihre heutige tatsächliche Nachwuchsbereitschaft läßt uns nur noch stärker auf die Zukunft ausgerichtet sein.

Die modernen caritativen Genossenschaften haben in ihrem ersten Jahrhundert und gerade im letzten Jahrzehnt Außerordentliches geleistet. Gleichwohl kann man sagen: ihre

---

stern die Augustinusregel beobachten. Bezüglich der Zielsetzung zählen etwa 6 Prozent zu den beschaulichen, zirka 20 Prozent zu den eigentlichen Lehrorden, während die restlichen 74 Prozent gemischt oder rein caritativ tätig sind. Eine genauere Statistik wird von mir vorbereitet; über die geschichtliche Entwicklung und den inneren Stand der wichtigsten Ordensgenossenschaften in der Gegenwart orientiert ein Sammelband „Die Liebe höret nimmer auf", den ich demnächst bei Herder in Wien herausgebe.

größte Leistung liegt noch vor ihnen. Anders ausgedrückt: *sie haben eine Zukunft!* Vielleicht gehört der nächste Abschnitt der Ordensgeschichte in bevorzugter Weise diesem Typ. Es ist providentiell zu deutlich, wie diese caritativen Orden gerade unter ganz anders ausgerichteten Päpsten wie Pius IX. und Leo XIII. an den verschiedenen Orten zu Hunderten von unten her klein erwuchsen, um zur Stunde ungeheurer Menschheitsnot da zu sein. Wir dürfen und müssen sie in ihrer Besonderheit durchaus ernst nehmen!

Wir können etwa diese *Entwicklungsfolge* unterscheiden: *Altertum — Mittelalter — Neuzeit — Neueste Zeit.*

Das Streben nach Vollkommenheit stellt sich dar im Typ der: *Eremiten — Mönche und Mendikanten — Regularkleriker — modernen Genossenschaften.*

Diese vorherrschenden Formen sind gewachsen aus: Christenverfolgungen — Völkerwanderung und Kreuzzügen — Religionskriegen — Weltkriegen.

Ihre Gründung war getragen von Persönlichkeiten wie: Paulus und Antonius, Benedikt und Franz von Assisi, Ignatius und Vinzenz, Don Bosco usw.

Lebensraum war ihnen jeweils: Absolute Einsamkeit — Klausur in der Abtei — Kloster — das freie Arbeitsfeld.

Dementsprechend wurde ihnen zur Lebensaufgabe: die Wüste — Geisteskultur und Anbetung — die Seelsorge — der Nothilfsdienst.

Sie empfanden den Mitmenschen, den andern als: eine Gefahr — eine Gabe und Kraft — eine Aufgabe — in seiner Bedrängnis.

So war ihre Einstellung soziologisch bestimmt durch: Protest — Freude an der Gemeinschaft — Einsatz und Organisation — Fürsorge.

Religionspädagogisch ergab sich daraus die Einstellung der Haltung, Weitergabe des Lehrgutes, zweckbestimmten Erziehung, Bildungshilfe.

In der Sorge vor Gott stellt sich dar: Selbstheiligung — Verkündigung — missionarische Seelsorge — Aufopferung.

Gebetsgemäß würde dem etwa entsprechen: Beschauung — Gotteslob — Sühne und Ehrenersatz — Fürbitte.

In der Erfüllung des Gebotes der Nächstenliebe hätten wir: das gute Beispiel — die gute Leistung — die gute Tat — den guten Menschen.

Diese, wie jede Schematisierung, etwas gewaltsame Aufgliederung ließe sich noch beliebig fortsetzen, um den *Einschnitt und die Eigengesetzlichkeit* in der neuesten Ordensgeschichte deutlich werden zu lassen. Darüber soll natürlich nicht übersehen werden, daß auch die Ordensgeschichte *kontinuierlich* ist; frühere

Einflüsse wirken noch lange nach und gehen als Unterströmungen in anders geartete Typen mitbestimmend ein. Auch im Ordensbereich entfaltet sich das kirchliche Leben organisch, ohne frühere Gegebenheiten als Voraussetzungen des neuen Wachstums verleugnen zu wollen. Damit ist aber auch schon gesagt, daß sich die Beeinflußung durch früher vorherrschend gewesene Ordenstypen für die Entfaltung der neuen Genossenschaften und ihre möglichst entsprechende Anpassung an ihre Sonderaufgaben *nicht als Belastung oder Hindernis* auswirken darf.

Wenn *Beispiele* genannt werden sollen, wo sich Gedanken oder Praktiken früherer Ordenstypen innerhalb der modernen caritativen Ordensgenossenschaften fremdartig oder gar nachteilig auswirken, so seien etwa folgende Erscheinungen genannt — selbst auf die Gefahr hin, dabei zwecks größerer Verdeutlichung übertreiben zu müssen und deshalb mißverstanden zu werden. So z. B. schwingt noch von den alten *Büßern* die Betonung der Buße im allgemeinen und der körperlichen Abtötung im besonderen nach; die Sicht der Armut als solcher (statt als Mittel), die strengere Prägung der Gemeinschaft und Rekreation, manche Lösung des Kleiderproblems, das „Sündigen" gegen die Gesundheit. Von den *Kontemplativen* wirkt herüber die Betonung der quantitativen Gebetsleistungen, das gemeinschaftliche Chorgebet, die einseitige Verlagerung der Gemeinschaftserlebnisse in den Kirchenraum, die einseitige Sicht der Mystik (dazu noch unter Bevorzugung der romanischen Mystik). Von den *monastischen* Orden haben wir vielfach die Arbeitsseßhaftigkeit, das Anstaltsprinzip in Caritas und Seelsorgehilfe, die räumliche Auffassung der Klausur, den zu geringen Unterschied zwischen Chorkleid und Arbeitskleid, das Offizium, dessen Verrichtung in einer Fremdsprache. Von den *Mendikanten* wird ein Großteil der Seelenführung, der Beichtpraxis und Jahresexerzitien unserer Schwestern bestritten, und daraus ergeben sich manche Prägungen speziell der Ordensgebete, aber auch der Privatfrömmigkeit, besonderer Einzelübungen, aszetischer Auffassungen und Praktiken, die den caritativen Genossenschaften mitunter nicht ganz gerecht werden. Ähnlich haben die *Regularen* starken Einfluß ausgeübt auf die Gebetsweise, Betrachtungsmethodik, Gestaltung des Partikularexamens, Beichttechnik, aber auch auf die Formung der Ordenssatzungen und -regeln, ohne natürlich schon damals die Eigengesetzlichkeit und besonderen Notwendigkeiten der ganz neuen Ordensgruppe klar überblicken zu können. Dabei darf natürlich nicht verschwiegen werden, daß sich starke Einzelpersönlichkeiten aus allen genannten Ordenstypen schon immer ganz tief in die Besonderheit der neu her-

aufkommenden caritativen Gruppe eingefühlt und ihr wertvollste Richtlinien mitgegeben haben, die genau das Entsprechende und Richtige waren.

Wenn nun der Versuch gewagt werden soll, die Elemente der modernen caritativen Genossenschaft als deren *Wesensbild* zu umschreiben und einige praktische Anregungen gerade für die Schwestern-Seelsorge daraus zu folgern, so darf das nur verstanden werden — nicht als Einmischung oder gar Vorwurf, sondern als kleiner *Dienst* zum Besten der Schwestern. Diese Schwestern, die sich tagaus, tagein in unsagbarer Aufopferung der caritativen Arbeit widmen, haben ein Recht darauf, daß sich ihre Vorgesetzten und Seelsorger immer neu darum bemühen, ihnen für ihre schwere Tätigkeit das entsprechendste geistige Rüstzeug mitzugeben. Aus einer recht vielfältigen Erfahrung in unzähligen Schwesternniederlassungen des gesamten deutschen Sprachgebietes und als Provinzial des einzigen caritativen Priesterordens (der Kamillianer) möchte ich mir erlauben, der pastoralen Überlegung folgende Erwägungen zu unterbreiten:

1. Grundhaltung. Das Grundlegende in der Haltung, Einstellung, Auffassung und Ausrichtung ist für die Mitglieder der modernen caritativen Ordensgenossenschaften zweifellos die Liebe: die Liebe zu Gott in der Erfüllung des „größten Gebotes", daraus die Liebe zum Nächsten, daraus die Liebe zum Werk und Dienst. Auch wo z. B. der Sühnegedanke gepflegt wird, soll er aus der Liebe leben, nicht etwa einseitig aus dem Bußwillen oder aus dem Wissen um die Fremdsünden. Auch die Gelübde sollen als Mittel zur Vollkommenheit, als Bereitschaft und Weg zur größeren Liebe (und nicht so sehr als Vertragspunkte, Bündel von Verpflichtungen, fesselnde Bindungen) positiv gefaßt werden. Die Gebete wachsen aus dieser Liebe; neben den Pflichtgebeten, die nicht so sehr in die Breite und Masse gehen dürfen, sollte Raum bleiben für das freie persönliche Beten des liebenden Herzens. Das oberste Gesetz der Liebe richtet auch die Arbeit aus, ihre Wahl und ihre Methodik. Wenn gewisse Formen der Tätigkeit oder deren Gebiete, z. B. im modernen Anstaltswesen, in der Krankenpflege oder Fürsorge, nicht mehr vom Geiste christlicher Liebe bestimmbar sind, muß man Kraft haben, sie aufzugeben. Die Liebe als oberster Leitsatz wird sich bis in die kleinsten Verästelungen auswirken. Der caritative Orden wird z. B. seinen Schwestern nicht fremdartige Namen geben, sondern rufbare, vertrauenerweckende und heimische, die eine Brücke zu den Patienten bilden können.

2. Christus-Bild. Alle Orden streben nach Vollkommenheit; diese ist Wirklichkeit geworden in Christus Jesus; so konkretisiert sich das Streben nach Vollkommenheit als Nachfolge Christi.

Darin sind sich alle Orden gleich und einig. Uns Menschen ist es aber nur gegeben, bloß einen Teil dieser Vollkommenheit zu verwirklichen. So unterscheiden sich die Orden untereinander durch die Betonung ihres Ausschnittes, durch die Besonderheit ihres Christus-Bildes (z. B. OSB. — Christus adorans; OFM. — ecce Jesus; OP. — Christus docens; OSC. — Infirmus eram). Mit Recht steht Christus heute tatsächlich im Mittelpunkt der Frömmigkeit unserer caritativen Schwestern, und es ist der schönste Gewinn aus der Entwicklung des religiösen Lebens innerhalb der Orden in den letzten Jahren, daß der Christusgedanke immer lebendiger wurde (vgl. Bibellesung, Heilige Stunde, liturgische Vertiefung, Corpus Christi mysticum, „in Christus Jesus"). Jede religiöse Führung der Schwestern wird systematisch das ihnen gemäße Christus-Bild zugrundelegen müssen, und den caritativen Orden gemäß ist zweifellos: Christus der Erbarmer (Mt 15, 32), der Helfer (Mk 2, 17), der Barmherzige (Lk 6, 36), der Gute Hirte (Joh 10, 11), der Schenkende (Lk 6, 38), der Erquicker (Mt 11, 28), der Dienende (Joh 13, 14), der Liebende (Joh 15, 12). Der Sprachgebrauch meint all das zusammen, wenn er dafür am liebsten den akzentuierten Sammelbegriff „der Heiland" wählt. Seine besondere Ausprägung wird uns wohl am ursprünglichsten im Lukasevangelium deutlich, wobei wir aber die Vertiefung bei Johannes (Evangelium 10, 13. 15. 19; 1. Brief Kapitel 3 und 4) hinzunehmen müssen. Die meisten caritativen Orden erweisen diese Linie schon in ihrer Benennung (Heiland, Herz-Jesu, Göttliche Liebe usw.).

3. Patrone. Es hilft uns viel, um Heilige zu wissen, die es in der Nachfolge des Meisters zu besonderer Vollkommenheit gebracht haben. Sinngemäß werden sich caritativ tätige Schwestern auch an die Caritas-Heiligen anschließen, um an ihnen anregende Vorbilder, ihres Strebens und verständnisvolle Helfer ihres Mühens zu haben. Nun ist aber bezüglich ihrer Popularität keine Gruppe der Heiligen so stark im steten Fluß wie gerade die der Caritas-Patrone — viel stärker als die der Erzieher-, Mystiker- oder gar Martyrer-Gestalten. Früher volkstümliche Heilige (z. B. Martin, Nikolaus, 14 Nothelfer) treten zurück, manche klingen langsam ab (Judas Thaddäus, Antonius, Raphael), andere gewinnen an Verehrung (Elisabeth, Kamillus, Bruder Konrad), neue, besonders aus den Stifterpersönlichkeiten des letzten Jahrhunderts, bereiten sich vor. Um Verwirrung, Fehlleitung, Übersättigung und Wirkungslosigkeit zu vermeiden, wird es sehr darauf ankommen, den Schwestern nur wenige, gut gewählte und wirklich entsprechende Heilige vor die Seele zu stellen; der Ton wird dabei nicht so sehr auf der Anrufung der Fürbitte, sondern auf der Nachfolge des Vorbildes liegen.

4. Berufsfrömmigkeit. Ungezählte Schwestern traten in ihre Orden ein, um dort zur Selbstheiligung zu gelangen, und die Kirche stellt sie alle zu einer Tätigkeit, die sie oft kaum zu sich selber, geschweige denn zu systematischer Arbeit an sich selbst kommen läßt. Und die Kirche tut das zweifellos im Heiligen Geiste. Wohl mag es zutreffen, daß die Orden immer wieder Arbeitsgebiete abstoßen müssen, die sich in einen Gegensatz zu unserer Grundhaltung entwickelten, so wie ja auch die Kirche ihrem Klerus immer wieder Betätigungen abnahm (weltliches Regiment, Kriegführen, Arzneikunde) — unser Streben nach Standesvollkommenheit in den caritativen Gemeinschaften wird doch stets darauf ausgerichtet sein müssen und dürfen, nicht nur die Arbeit in und an der Welt zu heiligen, sondern uns selbst in ihr. Gebet und Tätigkeit dürfen nicht auseinanderfallen oder gar gegeneinander ausgespielt werden; sie sollen sich vielmehr durchdringen und ergänzen, in ihrer aszetischen und übernatürlichen Werthaftigkeit gleichgestellt und in ihrer zielsetzenden Bedeutung einheitlich ausgerichtet werden. Es gibt auch eine Mystik im caritativen Werkdienst, und Christus selbst (Mt 25, 34) hat unsere Berufsfrömmigkeit (vgl. 1 Joh 3 und 4) entsprechend ausgerichtet. Es wird sehr darauf ankommen, unsere Tätigkeit als Gebet und Heiligungsmittel noch mehr ernst zu nehmen, sie — besonders durch Pflege der Geistigkeit, Innerlichkeit, Liebe — zu vertiefen und in ihr dann noch freudiger geborgen zu sein.

5. Gebetsleben. Andererseits wird unsere Tätigkeit auch auf die Technik und Methodik der Gebetsübungen im engeren Sinne Bedacht und Einfluß nehmen müssen. Schon rein äußerlich werden die Gebetsübungen in den caritativen Gemeinschaften deshalb nicht zu überladen, zu zahlreich und zu umfangreich, zu anstrengend und zu laut, zu ernst und zu eintönig sein dürfen. Qualität statt Quantität, Abwechslung und Beschwingtheit, Einheitlichkeit und Klarheit, Gehobenheit und Gemütswärme, Freudigkeit und Kraft müssen vorwalten. Kürze und Schönheit der Gemeinschaftsgebete, viel Spielraum für das private Gebet des Herzens, Feierlichkeit der Gottesdienste, möglichst entsprechende Verteilung der Übungen über den Tag hin, Auskostenlassen der Erhebung zu Festen und Sonderanlässen. Was Mißverständnis oder mönchische Einflüsse noch so manchen Übungen an Bußcharakter, Anstrengung, Eintönigkeit oder Schwere zu viel geben, wird in den caritativen Orden konsequent überwunden werden müssen. Das Beten soll der Schwester eine Freude, Lichtquelle, Kraft, Erleichterung, Pause und Mitte zugleich sein. Nach der hl. Messe dürfte die private Besuchung des Allerheiligsten über Tag und ein recht verstandenes Abendgebet für die so überanstrengte Schwester von besonderer Bedeutung sein. In

der Frage des Offiziums bedeutet der Seckauer Vorschlag des Volksbreviers zweifellos einen (notwendigen) Fortschritt.

6. Geistige Übungen. Die caritativen Orden können darauf verzichten, ihren Mitgliedern besondere Bußwerke aufzuerlegen — der Dienst der Nächstenliebe sorgt überreich für Gelegenheiten zur Selbstüberwindung und zum Opferbringen. Umso größeres Gewicht werden wir legen müssen auf jene Übungen, die innerhalb und zugunsten der vielen Arbeiten den Geist ausrichten, anregen, stärken, vertiefen: Silentium — Betrachtung — Besinnlichkeit — Lesung — Partikulare — Abendgebet — Geisteserneuerung — Einkehrtage — Exerzitien. In dieselbe Notwendigkeit zielt die Pflege des religiösen Gesprächs, die Hebung der Rekreation und des Gemeinschaftslebens überhaupt, der einfühlende geistliche Vortrag und Beichtzuspruch, die klug dosierte Seelenführung. Man soll den Mut haben, alle diese Hilfsmittel aufeinander abzustimmen und systematisch dem caritativen Grundgedanken einzuordnen; wieviel Leerlauf, Durcheinander und Müdigkeit kann sonst unnötigerweise entstehen! Eine Kernplage für überarbeitete und einseitig beanspruchte Ordensfrauen ist nun einmal eine gewisse Ungeistigkeit, und die Pflege der Geistigkeit, Innerlichkeit, Tiefe und Herzlichkeit bleibt eine Kernfrage ihrer Obern.

7. Gemeinschaft. Die geistige Haltung ist in der Gemeinschaft leichter und lebendiger zu verwirklichen. Caritastat verlangt aber auch organisatorisch nach der Darstellung durch die Gemeinschaft (vgl. Röm 12, 5; 1 Kor 12, 4; Eph 4, 3). Andererseits isoliert die Methodik und Übermächtigkeit der meisten caritativen Arbeiten von heute untereinander — fast alle Schwestern arbeiten auf vorgeschobenen Posten, vielfältig auf sich selbst gestellt, mitten unter anders gearteten Menschen. Umso mehr brauchen sie ein schönes, stärkendes, beheimatendes Erlebnis ihrer Gemeinschaft. Diese darf weder auseinanderfallen noch bedrücken. Darum straffe und doch mütterliche Führung, Wichtigkeit der Oberinnenauswahl, Betonung der gemeinschaftlichen Übungen, entsprechende Gestaltung der Rekreation, Erlebnis des Sonntags und der Ordensfeste, gemeinsame Exerzitien, einheitliche Ausrichtung der geistigen Führung, Gemeinschaftsstolz und Korpsgeist, stete Fühlung mit dem Mutterhaus, schlichte Herzlichkeit des Zusammenhaltens, möglichster Einsatz am gemäßesten Platz, Verhütung jeder Cliquenbildung oder einseitigen Spezialisierung, Pflege eines immer wieder auffrischenden und doch traditionsbewußten Nachwuchses. „Über alles aber die Liebe, die das Band der Vollkommenheit ist!" (Kol 3, 14.)

8. Großzügigkeit. Caritas ist Dienst und Kampf und braucht Demut und Anpassungsfähigkeit, die beiden zu eigen sein muß,

ohne deswegen an Kraft und Sendungsbewußtsein zu verlieren. So weht echte Großzügigkeit durch die caritativen Orden — vor allem in der Einsatzbereitschaft, Hingabefreudigkeit, Klausurgestaltung usw. In einigen Punkten ist unser großzügiger Anpassungswille an die berechtigten Anforderungen mitunter noch etwas im unklaren und darum auch gehemmt, wie bezüglich der Dienstkleidung, konsequenter Gesundheitspflege, des Offizium Marianum, des Einsatzes in der Seelsorgehilfe und Pfarrkrankenpflege, der Pflege persönlicher Gewissensbildung und privaten Gebetslebens usw. Caritas braucht nicht nur Disziplin und Gemeinschaft, sondern auch Führungsqualität und Selbstverantwortung. Die Demut des Dienstes rechnet mit ihrer Ergänzung und Erfüllung in kraftvoller Persönlichkeit. Diasporafähige und milieufeste Kämpfer von absoluter Vertrauenswürdigkeit gedeihen aber nur unter der Voraussetzung gesunder Großzügigkeit. Ihr rechtes Vorzeichen erhält dieselbe durch die eindeutige caritative und apostolische Einstellung.

9. Umkreis. Das Aufgabengebiet der caritativen Orden ist so groß und erfordert so viele Kräfte, daß wir sie, allein auf uns gestellt, niemals meistern können. Wir brauchen einen Kreis von Mitarbeitern und sollen bewußt sogar an der Förderung der Gesamtcaritas im Kirchenvolk überhaupt mitwirken. Vielleicht kristallisiert sich daraus doch auch einmal eine organisatorische Form, um die alle bisherigen Ordenstypen (Oblaten OSB., Tertiaren OFM., Kongregationen SJ.) gerungen haben. Einen solchen Umkreis brauchen wir als Auffang und Schulung späteren Nachwuchses, als Mitarbeiterschaft an den übermächtigen Aufgaben und als Mittler unserer caritativen Gedanken und Erfahrungen zur Pfarrcaritas hin. Die caritativen Orden wissen längst, daß dazu Vereine, Zeitschriften, Kalender usw. nicht tief genug wirken. Ob eine Wiedererweckung und Reform der caritativen „Bruderschaften" des Hochmittelalters das Entsprechendste wäre, dürfte allerdings zweifelhaft sein. Wir werden wohl auch die Entfaltung des neuen Gemeinschaftsbewußtseins im Volke abwarten müssen, um die rechte Form unseres Umkreises zu finden, sollen dabei aber die Aufgaben selbst nicht aus dem Auge verlieren. Sind wir in den letzten Jahren vom Volk abgesperrt worden, wird die nun wieder wachsende Volksnähe gewiß auch beitragen, den Prozeß unserer Zeitgemäßheit und Vollentfaltung abzurunden.

Was will die obige Darlegung? Ich brauche wohl nicht noch einmal mit der Einleitung zu betonen, daß es sich hier nicht um eine unbillige Einmischung oder Kritik handeln kann, sondern um einen *Dienst* zur Selbstbesinnung in einer sturmbewegten Zeit, die alles zu verwirren und über den Haufen zu

werfen scheint. Aus dieser Klärung soll den Vorgesetzten der caritativen Orden Stolz und Kraft ihrer Zukunftsbedeutung erwachsen, den Seelsorgern Zielklarheit und rechte Linie, den Schwestern selber Selbstsicherheit und Trost. Da dieses Anliegen alle caritativen Orden in gleicher Weise angeht, erbitte ich eine freundliche Gegenäußerung und *Stellungnahme* zu obigen Ausführungen, gerade auch dann, wenn jemand anderer Auffassung ist. Es geht ja für uns alle um das Eine, von dem der Apostel sagt, daß es das Größte ist — *die Liebe!*

Pastoralfragen

Wann sind die durch vollkommene Reue getilgten Todsünden zu beichten? Es ist gewiß eine sehr lobenswerte Praxis, die Gläubigen von Zeit zu Zeit zum öfteren Empfang des Bußsakramentes anzuspornen. Wenn aber dieses Ziel mit falschen Beweggründen zu erreichen gesucht wird, so ist das Unternehmen von vornherein abzulehnen.

War da ein Seelsorger, der dem Inhalt nach folgendes predigte: „Die vollkommene Reue nützt dem Sünder nichts, wenn nicht die möglichst baldige Anklage der Sünden in der Beicht hinzukommt. Ja, die Reue ist überhaupt nicht vollkommen ohne den festen Vorsatz, *sobald als möglich zu beichten.* Schlußfolgerung: Wer also z. B. bald nach Ostern eine schwere Sünde begangen hat und nicht etwa vor dem ersten größeren Festtag zur Beicht geht, sondern damit bis zu den nächsten Ostern wartet, lebt das ganze Jahr in der Todsünde, auch wenn er gleich nach seinem Fall vollkommene Reue erweckt hatte. Anwendung: Öftere Beicht."

Wie kann ein Priester, der doch im Seminar die authentische Lehre der Kirche in sich aufgenommen hat, so daneben schlagen? Man mag sich darüber wundern, es ist aber Tatsache: Schuld daran tragen gewisse veraltete Predigtbücher. So heißt es z. B. in dem noch heute benützten Predigtwerk von Josef Ignaz Klaus, Volkstümliche Predigten, 1905, Bd. 4, S. 24 (Predigt über die Reue): „Wie groß ist die Wirkung der Reue? So groß, daß sie den Menschen rettet und selig macht, selbst dann, wenn er vor seinem Tode, wenn ihm ein Priester oder die Sprache fehlte, keine sakramentale Beicht ablegen könnte, unter der einzigen Bedingung, seine Sünden zu beichten, sobald ihm die Möglichkeit und Gelegenheit dazu geboten ist." Und wiederum Seite 47 und 48 (Über die vollkommene Reue): „Stellen wir uns einen Menschen vor, . . . mag er nun auch in Todesgefahr kommen, ohne die Möglichkeit zum Beichten zu haben, so wird er gleichwohl, wenn er eine vollkommene Reue erweckt, auf der Stelle ein Kind Gottes und ein Erbe des Himmels unter der einzigen Bedingung, daß er, sobald er wieder genesen sollte, bei einem Priester zur Ablegung einer Beicht sich stellen muß." Auch Lierheimer (Das hl. Bußsakrament in zusammenhängenden Kanzelvorträgen, 1874) läßt an zwei Stellen den Eindruck aufkommen, als sei bei der vollkommenen Reue der Vorsatz, so bald als möglich zu beichten, zur Nachlassung der bereuten Sünde erfordert (S. 128—129).

In diesen paar Fällen, die aufs Geratewohl aus einer kleinen Bücherreihe ausgewählt wurden, handelt es sich nicht bloß um eine unklare Ausdrucksweise, nein, es wird die möglichst baldige

Beicht eindeutig als Bedingung für die Sündentilgung durch die vollkommene Reue hingestellt. Es ist klar: wer seine seelsorglichen Ermahnungen auf einer solchen Grundlage aufbaut, der kommt notwendigerweise zu den falschen und irreführenden Schlüssen des oben erwähnten Geistlichen. Wie es scheint, hat diese irrtümliche Auffassung von der vollkommenen Reue überhaupt noch eine gewisse Verbreitung, denn Kardinal Billot fand es für angebracht, sie in einer Anmerkung zur These de contritione (wenigstens in der 6. Auflage, 1922) eigens zurückzuweisen als „praejudicium apud nonnullos hodiedum obtinens, in quo reliquia quaedam erroris Baii et Jansenianae doctrinae cernitur" (De sacramentis II, pag. 139). Sein Urteil ebenda lautet: „Nullum est huius sententiae vel probabile fundamentum."

Die wahre Lehre der Kirche ist bekannt. Die vollkommene Reue, auch Liebesreue genannt (contritio), gibt dem christlichen Todsünder die Gnade auf der Stelle wieder, noch ehe er das Bußsakrament empfängt. Der Satz ist in dieser Form nicht explicite definiert, bietet aber eine „sichere Lehre", die „dem Glauben nahe ist" (Denz. 898 und gegen Baius 1071). Die Begründung liegt in der Erwägung, daß die Liebesreue im Neuen Testament nicht weniger wirksam sein kann als im Alten Testament. Im Alten Testament aber bewirkte sie die Vergebung aller Sünden, also muß dasselbe auch im Neuen Testament geschehen, zumal Christus viel nachdrücklicher als das Alte Testament beteuert: „Wer meine Gebote hat und sie hält, der ist es, der mich liebt. Wer aber mich liebt, den wird mein Vater lieben, und auch ich werde ihn lieben und mich ihm offenbaren" (Joh 14, 21; vgl. Prov 8, 17). Im Neuen Testament kommt jedoch ein weiteres Element hinzu: Gemäß dem positiven Willen des Herrn müssen alle Todsünden, ganz gleich ob sie schon außerhalb der Beicht getilgt sind oder nicht, der Schlüsselgewalt der Kirche unterworfen werden. Es kann deshalb niemand seine Todsünden vollkommen bereuen, ohne wenigstens implicite das votum sacramenti zu haben. Dieses votum muß erfüllt werden, aber nicht sobald als möglich, sondern erst dann, wenn man durch das göttliche oder kirchliche Gebot genötigt wird, beichten zu gehen, nämlich 1. wenn die jährliche Beichtpflicht drängt, 2. wenn man aus irgendeinem Anlaß die hl. Kommunion empfangen will und 3. in der Sterbestunde oder in einem sonstigen außerordentlichen Notfall. Würde jemand die erste Pflichtbeicht nach Erweckung der vollkommenen Reue über eine Todsünde nicht ablegen oder ablegen, ohne die durch die Reue getilgte Todsünde zu bekennen, dann hätte er natürlich gesündigt, und die alte Pflicht, die betreffende Sünde zu bekennen, würde nur noch drükkender. Man kann aber niemals von einem Wiederaufleben dieser Sünde sprechen; als Beleidigung Gottes ist und bleibt sie vergeben.

Man kann nun nicht sagen, die priesterliche Lossprechung der schon verziehenen Sünden sei wertlos, denn 1. wird durch sie die heiligmachende Gnade ex opere operato vermehrt, 2. steigert sie die subjektive Sicherheit der Sündenvergebung, 3. tilgt sie einen weiteren Teil der Sündenstrafen und 4. verleiht sie sakramentale Gnaden zur Besserung des Lebens.

Das sind die richtigen Gründe, die man in der Predigt verwerten soll, um die Gläubigen zur baldigen Beicht nach begangenen und bereuten schweren Sünden anzueifern. Man darf aber nie den Vorsatz, sobald als möglich zu beichten, als conditio sine qua non der wahren vollkommenen Reue hinstellen. Im übrigen

sollen wir mehr darauf bedacht sein, den Gläubigen die wunderbaren Wirkungen der vollkommenen Reue recht anschaulich zu erklären und sie anzuleiten, diese oft zu erwecken, auch wenn sie nicht bald beichten gehen können oder wollen.

Kopstal (Luxemburg). *Pfarrer Dr. Paul Kayser.*

Trauung vor einem nichtkatholischen Religionsdiener. Die Braut ist katholisch, der Bräutigam evangelisch, will sich aber katholisch trauen lassen und ist mit der katholischen Kindererziehung einverstanden. Die Mutter der Braut bespricht die Angelegenheit mit dem zuständigen Pfarrer, der erklärt, daß einer katholischen Trauung unter diesen Voraussetzungen nichts im Wege stehe. Am Trauungstage stellt sich heraus, daß die Brautleute — bona fide — nichts davon sagten, daß der Bräutigam unbedingt auch auf der evangelischen Trauung besteht. Jetzt muß der Pfarrer die Trauung im letzten Moment absagen. Die Braut ist darüber sehr unglücklich und erklärt, daß sie, wenn sie das früher gewußt hätte, lieber auf die Ehe verzichtet hätte als auf die kirchliche Trauung; jetzt könne sie aber nicht mehr zurück. Die evangelische Trauung findet allein statt.

Die Braut, von der die Rede ist, hat sich wissentlich gegen die Vorschrift des can. 1063, § 1, vergangen, in dem es ausdrücklich verboten ist, daß jene, die mit kirchlicher Erlaubnis eine Mischehe schließen, sich vor oder nach der katholischen Trauung zum nichtkatholischen Religionsdiener begeben, um dort ebenfalls eine religiöse Eheschließungsfeier vornehmen zu lassen. Die Übertretung dieser Vorschrift wird nach can. 2319, § 1, 1, mit der dem Bischof vorbehaltenen Exkommunikation (latae sententiae) bestraft. Das war der Braut bekannt. Wie kann die Sache geordnet werden? Die Braut wird sich — ihre Reue kann nicht bezweifelt werden — zum zuständigen Pfarrer begeben, der die katholische Eheschließung bereits eingeleitet hatte. Der Pfarrer muß zunächst vom Ordinarius die Vollmacht zur Lossprechung von der Exkommunikation erbitten. Die Dispens vom impedimentum mixtae religionis ist wohl früher bereits gegeben worden, weil schon alles für die Trauung vorbereitet war, und braucht deswegen jetzt nicht neuerdings erbeten zu werden. Wegen des Fehlens der nach can. 1094 vorgeschriebenen Form der Eheschließung war die Trauung vor dem evangelischen Pfarrer nicht gültig. Darum muß die Ehe in der vorgeschriebenen kirchlichen Form neuerdings geschlossen werden (can. 1137). Bevor diese katholische Eheschließungsform nachgeholt wird, müßte, falls es noch nicht geschehen wäre, der Pfarrer sich eine schriftliche Erklärung über die katholische Kindererziehung und die Gewährung der vollkommenen Gewissensfreiheit dem katholischen Teile gegenüber (Kautelen) geben lassen.

Krems a. d. Donau. *Univ.-Dozent Dr. Franz König.*

Wie lautet das sechste Gebot? In einer Glaubensstunde für junge Männer wurde bei der Debatte die Frage gestellt: „Wann wurde das sechste Gebot: ‚Du sollst nicht ehebrechen' umgeändert in das Gebot: ‚Du sollst nicht Unkeuschheit treiben?' Christus selbst hat doch das Gebot nur so ausgesprochen: ‚Du sollst nicht ehebrechen.'"

Diese Anfrage will, wie es scheint, ausdrücken, daß die heute allgemein gebräuchliche Formulierung des sechsten Gebotes „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben" eine willkürliche Abänderung darstelle. Und doch ist diese Form voll gerechtfertigt!

Ex 20, 14 und Dt 5, 17 heißt es „Non moechaberis = Du sollst nicht ehebrechen". Aber gleich Ex 20, 17 und Dt 5, 18 liest man: „Non desiderabis uxorem proximi tui." Es ist also nicht bloß die äußere Tat des Ehebruchs verboten, sondern auch die bloße Begierde darnach.

Ebenso hat der Heiland dem Satz: „Du sollst nicht ehebrechen" sofort folgen lassen: „Jeder, der ein Weib mit Begierde anblickt, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen" (Mt 5, 28). Das neunte Gebot ist eben die naturgemäße Ergänzung des sechsten Gebotes.

Wenn es auch ausdrücklich nur heißt: „Du sollst nicht ehebrechen" (nämlich weder im Werk noch in Gedanken), so ist dies nicht im exklusiven Sinn zu fassen, sondern es ist damit implicite jeder Mißbrauch der Geschlechtskraft überhaupt verboten. So wurde das Gebot bereits im *Alten Bunde* verstanden. Das ergibt sich daraus, daß im Pentateuch noch viele Anordnungen enthalten sind, welche das Geschlechtsleben eingehend regeln, und daß darin viele Handlungen untersagt und mit schweren Strafen bedroht sind, die nicht „Ehebruch" sind, wohl aber unter den Begriff: Unkeuschheit, Unzucht, Schamlosigkeit, fallen, z. B. Blutschande, Schändung einer Verlobten, Vergewaltigung, schamlose Berührungen usw. Man lese nach, um nur einige Stellen zu nennen: Lev 18, 6—23; 20, 7 ff.; Dt 22, 13 ff.; 25, 10 ff.

So umfassend wurde bereits im Pentateuch selbst das sechste Gebot des Dekalogs interpretiert. Es ist eben zu beachten, daß das hebräische Zeitwort „na' aph", welches Ex 20, 14 verwendet ist, sowohl „Ehebrechen" als auch „Buhlen, Unzuchttreiben" bedeutet. Die Grundbedeutung dieses Zeitwortes ist: „mit Samen benetzen" (vgl. *Fürst*, Hebräisches und chaldäisches Schulwörterbuch über das Alte Testament).

Diese umfassende Deutung des sechsten Gebotes macht sich auch der *hl. Paulus* ganz klar zu eigen im Galaterbrief 5, 16 ff.: „Wandelt im Geiste, dann werdet ihr nicht die Gelüste des Fleisches vollbringen . . . Die Werke des Fleisches sind offenkundig: Unzucht, Unkeuschheit, Schamlosigkeit, Wollust . . . Die solches treiben, werden das Reich Gottes nicht erben . . . Die aber Christus Jesus angehören, haben ihr Fleisch mit seinen Leidenschaften und Gelüsten ans Kreuz geschlagen."

Ebenso entschieden lehrt Paulus 1 Kor 6, 9 f.: „Gebt euch keiner Täuschung hin! Unzüchtige . . . Ehebrecher, Lüstlinge, Knabenschänder . . . werden am Reiche Gottes keinen Anteil haben" (vgl. Eph 5, 5). Paulus erklärt damit sowohl allgemein die opera carnis als auch einzelne Arten der Unkeuschheit als Vergehen, die vom Himmelreich ausschließen, d. h. als schwere Sünden.

So also verstand Paulus das Keuschheitsgebot des Dekalogs, und dieser authentischen Interpretation entspricht vollkommen die jetzt gebräuchliche Form des sechsten Gebotes: „Du sollst nicht Unkeuschheit treiben."

Dr. Ferdinand Spiesberger.

Linz a. d. D.

Mitteilungen

Fatimarosenkranz und Rosenkranzablässe. In einem großen Frauenkloster beteten die Schwestern den Rosenkranz so, daß sie nach jedem Gesetzlein die Anrufungen einschalteten, wie sie Unsere Liebe Frau von Fatima die Kinder gelehrt hat: „O Jesus, verzeih uns unsere Sünden" usw. Der Ordinarius stellte diesen Brauch ein, damit die Ablässe nicht verlorengehen.

Da seit einigen Jahren auch in anderen Klöstern und ganzen Diözesen der Rosenkranz in der angegebenen Weise gebetet wird, ist die Sache von allgemeinem Interesse und verdient eine eingehende Antwort. Can. 934, § 2, sagt, daß durch jede Hinzufügung, Weglassung oder Einschaltung von Gebeten die Ablässe verloren gehen. Es fragt sich also: *gehen die Ablässe verloren, wenn man beim Rosenkranz nach jedem Gesetzlein die Anrufungen von Fatima einschaltet?*

Sicher gehen die sogenannten *päpstlichen Ablässe* deswegen nicht verloren. Um diese Ablässe zu gewinnen, braucht man nämlich nicht den Rosenkranz zu beten. Beringer-Hilgers (Die Ablässe, I[14], 442) sagt: „Bezüglich der mit den päpstlichen Ablässen versehenen Rosenkränze oder Koronen, die auch apostolische Rosenkränze genannt werden, sei wiederholt, daß hier die Ablässe mit dem materiellen Rosenkranze selbst und nicht mit dessen Abbetung verbunden sind, wie dies bei den übrigen Rosenkränzen der Fall ist."

Ebenso sicher kann man trotz der Einschaltung der genannten Anrufungen die *Kreuzherrenablässe* gewinnen. Papst Leo X. verlieh durch das Breve „Regularem" vom 20. August 1516 den Gläubigen, die an einem vom General der Kreuzherren oder Regulierten Augustinerchorherren des Hl. Kreuzes geweihten Rosenkranze der seligsten Jungfrau andächtig das Vaterunser oder Gegrüßet seist du Maria beten, 500 Tage Ablaß jedesmal. Diesen Ablaß gewinnt man, wenn man auch nicht den ganzen Rosenkranz betet oder zu beten vorhat. Auch die Betrachtung der Geheimnisse ist zur Gewinnung dieses Ablasses nicht vorgeschrieben (Beringer-Hilgers, a. a. O., 459.)

Aber auch die *Brigitten-* und *Dominikanerablässe* (je 100 Tage für jedes Vaterunser und Gegrüßet seist du Maria) und alle Ablässe, die für das Abbeten des ganzen Rosenkranzes oder wenigstens des dritten Teiles desselben verliehen sind (5 Jahre, wenn man ihn allein für sich betet; 10 Jahre, wenn man ihn mit anderen zusammen betet, und ein vollkommener Ablaß, wenn man ihn vor dem Allerheiligsten betet), gehen durch das Einschieben der Anrufungen von Fatima nicht verloren. *Denn um diese Ablässe zu gewinnen, ist es nicht mehr notwendig, die 15 oder 5 Geheimnisse in einem Zug zu beten,* man kann vielmehr die Gesetzlein nach Belieben trennen innerhalb des gleichen Tages. Wenn ich aber die Gesetzlein trennen kann, kann ich selbstverständlich nach dem Gesetzlein beten, was ich will.

Schon Leo XIII. hat durch ein Breve am 1. Dezember 1892 den Barmherzigen Schwestern vom Hl. Vinzenz von Paul das Privilegium gewährt, die Ablässe auch dann zu gewinnen, wenn sie aus Beweggründen der Nächstenliebe den Rosenkranz nicht ganz beten konnten oder das Gebet unterbrechen mußten (Beringer-Hilgers, a. a. O., 469). Pius X. dehnte dies Privileg auf alle Gläubigen aus (Reskript der Ablaßkongregation vom 8. Juli 1908), und diese Bewilligung ist auch heute in Kraft. (Ablaßbuch. Neue amtliche Sammlung der von der Kirche mit Ablässen versehenen Gebete und frommen Werke. Regensburg 1939, 158.)

Ganz richtig antwortete das Priesterkonferenzblatt von Brixen schon 1926, S. 247, auf die *Anfrage:* Gehen die Ablässe verloren, wenn man beim Rosenkranzgebet nach je 10 Ave Maria das „Ehre sei dem Vater" oder ein längeres Gebet zur Betrachtung der Geheimnisse einlegt? Wie steht es, wenn man beim Rosenkranz vor ausgesetztem Allerheiligsten nach jedem Ave Maria oder nach je

10 Ave Maria die Worte einlegt: „Hochgelobt und gebenedeit" usw.? Kann der Rosenkranz nach Belieben unterbrochen werden, wenigstens wenn inzwischen andere Gebete verrichtet werden, z. B. in der Schulmesse bei den Hauptteilen der hl. Messe? *Antwort:* Durch diese Hinzufügungen, Einschaltungen oder Unterbrechungen gehen die Ablässe nicht verloren. Der Can. 934, § 2, bezieht sich auf bestimmte Gebetsformeln (z. B. En ego . . .), denen nichts hinzugefügt oder eingeschoben werden darf. In Bezug auf den Rosenkranz sagt Beringer-Hilgers ausdrücklich, daß das den Ablaß nicht hindert. Ja er schreibt sogar (a. a. O., 469): „Es ist löblich, aber nicht notwendig weder zur Vollständigkeit des Gebetes noch zur Gewinnung der Ablässe, am Anfange des Rosenkranzes vor den Gesetzen das Ich glaube an Gott, das Ehre sei, das Vaterunser und drei Gegrüßet seist du Maria um Befestigung in den drei göttlichen Tugenden zu beten, wie es in Deutschland Sitte ist. Das gleiche ist zu sagen von den „Ehre sei dem Vater" oder „Herr, gib ihnen die ewige Ruhe", wenn der Rosenkranz für die Abgestorbenen gebetet wird, wie überhaupt von jedem anderen Gebet, das dem Rosenkranz beigefügt wird." In Italien, auch in Rom unter den Augen des Hl. Vaters, betet man nach jedem Gesetzlein: „Gepriesen sei die heilige und unbefleckte Empfängnis der seligsten Jungfrau Maria, der Mutter Gottes!" Und kein Mensch zweifelt, daß er deswegen die Ablässe des Rosenkranzes gewinnen würde.

Zams (Tirol). *P. Dr. Cassian Neuner O. F. M. Cap.*

Zum Wiedererscheinen der „Internationalen Zeitschrift für Erziehungswissenschaft".[1]) Im Jahre 1931 wurde die Zeitschrift vom jetzigen Herausgeber gegründet. Sie hatte sich damals auf keine bestimmte weltanschauliche Richtung festgelegt, sondern wollte ein möglichst vollkommenes Bild der internationalen pädagogischen Theorie und Wirklichkeit bieten. Im Jahre 1933 wurde dem Herausgeber die Zeitschrift genommen und einem nationalsozialistischen Herausgeber übertragen. Im Mai dieses Jahres nahm nun Univ.-Prof. Dr. Fr. Schneider mit Heft 1 des 4. Jahrganges die Fortsetzung der Zeitschrift wieder auf. Der großen Wandlung zwischen 1933 und 1947 entsprechend und im Bewußtsein, „daß jegliche Erziehung einer religiösen Grundlage bedarf, daß ihr Verlust die Welt in Chaos stürzt", will nun der Herausgeber mit „aller Deutlichkeit zeigen, daß die Zeitschrift die christliche Erziehungsidee vertritt". Ebenso aber bringt sie alle bedeutenden Erscheinungen der Erziehung bei den verschiedenen Völkern. So ist die Zeitschrift ein internationales Zentrum christlicher Erziehung.

In diesem Sinne gibt schon das erste Heft einen interessanten Einblick in die Erziehungsbestrebungen der verschiedenen Völker. Den ersten Teil des Heftes bilden „Abhandlungen und Referate". *Prof. Richard Meister,* Wien, behandelt den Begriff der Pädagogik in der Forschung. Reich an Gedanken ist in „Entretien Pédagogique" von *Pierre Frieden,* Luxemburg, das Gespräch eines Philosophen, Theologen und Politikers über Fragen um den Erzieher und die Erziehung. Nach den verschiedenen Bedenken um die

[1]) Internationale Zeitschrift für Erziehungswissenschaft. — International Education Review. — Revue Internationale De Pédagogie. Herausgegeben von *Univ.-Prof. Dr. Friedrich Schneider,* Leiter des Institutes für vergleichende Erziehungswissenschaft in Salzburg. 4. Jahrgang, 1. Heft, 1947/48 (160). S 8.80. Salzburg, Verlag Otto Müller.

Fruchtbarmachung des Trinitätsgeheimnisses in der Erziehung gibt *J. Dillersberger,* Salzburg, in „Mysterium der Trinität und Erziehung" einige praktische Gedanken für die Verlebendigung dieses tiefsten Mysteriums im Bereich der Erziehung. Interessant ist der Einblick, den uns *J. H. Drinkwater,* Dudley, in „Education in England now" und *Fritz Deutzmann,* Aachen, in „Die pädagogischen Gegenwartsaufgaben in Deutschland und die Schwierigkeiten ihrer Lösung" im Erziehungsbereich ihrer Länder bieten. Drinkwater spricht besonders von der Jugendbewegung und der neuen Schulgesetzgebung vom Jahre 1944, in der der Religionsunterricht in den Staatsschulen eine viel stärkere Betonung findet. Deutzmann sagt einleitend in seinem Artikel, daß sich in Deutschland allmählich die Erkenntnis durchsetzt, daß andere bessere Zeiten nur dann kommen können, wenn die Menschen andere, bessere werden. Er hebt die überzonale Einmütigkeit für den Neuaufbau des Schulwesens im Sinne christlich-abendländischer Kultur hervor, als die Teilnehmer der 4. Schulreferententagung für die Britische Zone in Bad Godesberg, 23.—25. Juli 1946, die Formulierung der Kulturminister von Bayern, Baden, Württemberg und Großhessen anzunehmen beschlossen: „Die Schule hat die Aufgabe, im Rahmen der Demokratie und im Sinne der Grundforderungen Freiheit, Gerechtigkeit und Menschenwürde, den Schüler zur Liebe zu Volk und Vaterland und zur Achtung vor allen Völkern und Rassen zu erziehen. Sie erstrebt die Entfaltung der religiös-sittlichen Persönlichkeit im Sinne der christlich-abendländischen Kultur. Sie soll dem Schüler die Grundlage zur Ausbildung der in ihm liegenden Kräfte und Fähigkeiten geben, um ihm die Teilnahme am kulturellen Leben zu ermöglichen und ihn für seine Mitarbeit im Berufsleben vorzubereiten." Über Familienbetreuung und Erziehung zur Familie geben uns für England *Edgar Schmiedeler,* Washington, in „Building Vital Families", und für Österreich *Hans Moritz,* Wien, in „Erziehung zu Ehe und Familie in Österreich, Rückblick und Ausblick" wertvolle Einsichten und Anregungen. In der Problemfrage der Lehrerbildung und der Lehrerbildungsanstalten wird unser Blick durch Bekanntmachung mit anderen Ländern in dieser Frage wesentlich geschärft: „Evaluation in Teachers Education and Management" von *A. S. Barr,* Wisconsin; „Les Etudes Pédagogiques a Genève" von *R. Dottrens,* Genève; „Die Akademisierung der Volksschullehrerausbildung" (S. 151).

Der zweite Teil „Literarische Übersichten und Buchbesprechungen" bringt einen Einblick in bedeutende literarische Neuerscheinungen auf erziehlichem Gebiete. Für uns Österreicher ist das um so wertvoller, als hier vorzüglich auch Auslandsbücher besprochen werden, die uns sonst nicht zugänglich sind. Wohltuend ist auch die sachliche Offenheit, mit der hier gesprochen wird (z. B. Besprechung des Buches „Erziehung, Verfall und Aufbau der Schule" von Albin Lesky).

Der dritte Teil des Heftes bezieht sich auf „Internationale Kongresse, Ankündigungen und Tagungsberichte". *Pierre Frieden,* Luxemburg, schildert die UNESKO in ihrem Werden und ihren Institutionen. Ausführlich wird über die großangelegte internationale Ausstellung „Das Jugendbuch" von November 1946 in München berichtet. Prof. Hans Ludwig Held, Stadtbibliotheksdirektor von München, hat den Aufbau nach übernationaler psychologischer Gesetzlichkeit so glänzend getroffen, daß das Gemeinsame der Völker und ihr Eigenständiges, wie der Artikel von *Hans Engel,* München, zeigt, klar zum Ausdruck kommt. In diesem Teil des Heftes

erfahren wir auch von der Konferenz der „Pax Romana" mit 600 Delegierten aus 21 Staaten in Freiburg in der Schweiz, dem Ort, an dem diese katholische Studentenvereinigung 1911 begründet wurde; von der internationalen christlichen Studentenkonferenz in Münster, die auf eine Einladung der katholischen und protestantischen Studenten der Universität Münster hin stattfand; von der Begründung eines „Weltverbandes der Lehrer" auf einer Konferenz zu Endecott, Newyork, im August 1946. Interessant ist der Bericht „Die New Education fellowship und ihr Pariser Kongreß 1946" von *Prof. Fr. Schneider,* auf den ich noch zurückkomme.

Der vierte Teil des Heftes bringt „Dokumente und Mitteilungen". Nach dem Bericht vom Tod des Künstlers und Pädagogen Franz Cizek, einer Darstellung seines Lebens und Würdigung seines Werkes wird ein Einblick in pädagogische Sonderheiten einzelner Länder geboten, z. B. Radio und Schule, pädagogische Filme, Schule und Fernsehen usw.

Dieser kurze Überblick zeigt die Reichhaltigkeit, Gediegenheit und Universalität der Zeitschrift. Die Technik hat die Räume unserer Erde überwunden. Der Fachmann einer naturwissenschaftlichen Disziplin schaut auf die Forschungsergebnisse jenseits der Grenzen, die internationale Erziehungswissenschaft auf der Grundlage der christlichen Erziehungsidee soll den pädagogischen Blick im eigenen Bereich vertiefen und die Wege für eine Völkerverständigung ebnen, sie soll eine wirksame Durchdringung von Erziehung und Staatspolitik anbahnen. Ein dringliches Anliegen der Christen ist damit gegeben. So wird die „Internationale Zeitschrift für Erziehungswissenschaft" von Univ.-Prof. Fr. Schneider auch unser Anliegen.

Linz a. d. D. *Dr. Alois Gruber.*

Das katholische Missionswerk

Von *Univ.-Prof. Dr. Joh. Thauren S. V. D.,* Wien

I. Das heimatliche Missionswesen in und nach dem Kriege

Mitten in der blühendsten Entwicklung seiner zweitausendjährigen Geschichte überraschte der zweite Weltkrieg das Missionswerk der Kirche. Die Zeit zwischen den beiden Weltkriegen brachte eine solche innere und äußere Entfaltung der heimatlichen Basis und der Missionsfelder, daß sie zu den stolzesten Kapiteln der Kirchengeschichte gezählt werden muß.

An der Schwelle dieser Zeit stand Benedikt XV., der trotz aller Sorgen um die Heilung der Schäden in den christlichen Landen 1919 in seiner Missionsenzyklika „Maximum illud" das providentielle Missionsprogramm der Kirche entwarf, dessen Bedeutung und Tragweite wir erst heute einigermaßen abschätzen können. Es ist der weitschauendste Plan zur Verwirklichung der Weltkirche, der je entwickelt wurde. Damals verhallte diese Verlautbarung im Wirbel der Nachkriegsverhältnisse nahezu ganz. Von den Gegnern der Kirche wurde sie mehr beachtet als von den Katholiken selbst. Das Echo in der theologischen Fachliteratur war nur schwach. Wenn gerade in Ostasien die Kirche dank dem seit Benedikt XV. wesentlich erstarkten einheimischen Klerus in weiten Gebieten erhalten wurde und unheilbare Schäden vermieden wurden, dann ist dies auf die von Benedikt XV. inaugurierte und von Pius XI. mit Kraft fortgeführte Linie zurückzuführen.

Jener gab den heimatlichen Missionsfaktoren die starken Impulse, das „Opportune-importune" als Leitsatz für ihre Tätigkeit. So wuchs der Missionsgedanke, der bisher mehr in der außerordentlichen Seelsorge Platz gefunden hatte, in das kirchliche Leben und Denken und schuf in kurzer Zeit die Voraussetzungen für die machtvolle Entfaltung, die wir erlebten. Allein von 1919 bis 1937 stieg die Zahl der Katholiken in den Gebieten der Propaganda von 13 auf 21 Millionen, von 394 auf 539 Missionsgebiete. 1919 stellten die Katholiken der christlichen Länder 7836 Priestermissionare, 1937 dagegen 12.644.

Tragisch sind die Wirkungen des letzten Krieges. Die Länder mit dem stärksten missionarischen Willen, Frankreich, Italien, Deutschland, Holland und Belgien, die 78 Prozent des gesamten katholischen Missionsstabes stellten, wurden durch den Krieg am härtesten angeschlagen und für ihre missionarischen Aufgaben auf viele Jahre lahmgelegt.

In den *vom Nazismus beherrschten Ländern* blieb keine der Missionsbildungsstätten ihrer Aufgabe erhalten. Die Missionsgymnasiasten wurden in die staatlichen Anstalten gepreßt und gingen nahezu vollständig dem Berufe verloren. Die Missionstheologen wurden restlos zum Militärdienst einberufen. Die Aufhebung ihrer klösterlichen Heimat, die Gefahren eines langen Krieges, Mangel an seelsorglicher und durch die Zensur bedingter beruflicher Betreuung und viele andere innere Einflüsse der Zeit mußten zu großen Verlusten führen. 25 Prozent der Missionstheologen sind gefallen. Der Gesamtverlust beträgt 60 Prozent, d. i. das Doppelte der Verluste des ersten Weltkrieges. Auf das Ausmaß der Verluste läßt die Kriegsstatistik der Gesellschaft des Göttlichen Wortes schließen (1945): 469 Kriegsopfer, davon 373 Gefallene (= 32 Prozent der zum Militär Eingezogenen), 26 in Konzentrationslagern Umgekommene, 6 Ermordete, 5 Opfer von Luftangriffen, 59 in den Missionsgebieten Getötete. In welchem Umfang der kompromißlose Kampf gegen Priester- und Ordensberuf sowie auch gegen die Missionsidee sich in der nächsten Zukunft im missionarischen Nachwuchs auswirken wird, steht noch dahin. Jede Unterschätzung dieses Einflusses führt sicher zu bitteren Enttäuschungen. Dem weitaus größten Teil der Jugend dieser Jahre ist der Missionsgedanke fremd geblieben. Wir müssen mit dem Ausfall einer ganzen Gymnasialgeneration rechnen. Die Missionsschriften wurden unterdrückt, und die der heranwachsenden Generation zugängliche Literatur durfte von der Weltweite des Katholizismus nicht reden. Dabei sind die materiellen Schäden, die einzelne Anstalten durch Besetzung, Beschlagnahme usw. erlitten haben, enorm. Der Sachschaden, den z. B. das Missionshaus St. Gabriel erlitt, das keinen Bombenschaden an den eigentlichen Gebäuden zu verzeichnen hatte, ist auf Grund vorsichtiger Schätzungen 1945 auf eine Million Schilling bewertet worden. Der Gesamtschaden, den die heimatliche Basis in Europa durch den Krieg erlitten hat, dürfte mit 10 Millionen Dollar nicht überschätzt sein.

Auf das dunkle Bild des Vorangegangenen fallen aber auch lichtvolle Züge. In allen Ländern, mit Ausnahme des unglücklichen Polen, wurde weitergearbeitet, wenn es auch oft nur darum ging, die Idee zu retten. Die Missionskreise der ganzen Welt warten mit Spannung auf die Entwicklung der Missionsfrage in *Deutschland*. Hier arbeiteten unter schwierigsten Verhältnissen und in

bedingungsloser Hingabe die Zentralen der päpstlichen Missionswerke in München und Aachen während der Nazi- und Kriegszeit weiter. Die Büros beider Zentralen fielen Bomben zum Opfer. Durch kluges Verhandeln mit den amtlichen Devisenstellen konnten die Missionsgelder gerettet und Missionszwecken direkt oder indirekt zugewendet oder für sie sichergestellt werden. Nach und nach aber wurden alle Missionspublikationen verboten. Das missionswissenschaftliche Zentrum Münster sank, besonders nach dem Tode von Univ.-Prof. Dr. J. Schmidlin im KZ., zur Bedeutungslosigkeit herab. Sein Nachfolger auf der missionswissenschaftlichen Lehrkanzel, der nun seines Amtes enthobene Univ.-Prof. Dr. Lortz, hat über die Missionen keine Vorlesungen gehalten. An seine Stelle ist nun P. Dr. Thomas Ohm O. S. B. berufen worden. Langsam nur kann das einst so glänzende deutsche heimatliche Missionswerk mit seinen großen Zentralen, seinem organisatorischen Apparat wieder aufgebaut werden. Die Missionsgymnasien und theologischen Lehranstalten der missionierenden Orden haben ihre Tore größtenteils wieder geöffnet. Die Anmeldungen für die ersten Klassen sind wider Erwarten befriedigend. Nach dem ersten Weltkrieg erstanden ca. 80 neue Missionshäuser. Der Vorwurf der Hypertrophie ist damals wohl nur zum geringsten Teil berechtigt gewesen. Die wachsende Zahl der Missionshäuser brachte auch zwischen den beiden Weltkriegen eine Verdoppelung der deutschen Missionskräfte in den Heidenländern. Heute ist die Frage, ob die vielen Anstalten bei der verschmälerten Basis wieder mit missionsbegeisterten jungen Menschen bevölkert werden können. Die geistige und materielle Lage erlaubt für die nächste Zukunft keine kühnen Hoffnungen. Es ist jedoch die innere Kraft des deutschen Katholizismus im Kampf der letzten Jahre gestählt worden, in dem es um den weltumspannenden Charakter der Kirche, also auch um die Missionsidee, ging. Der deutsche Katholizismus hat den Kampf bestanden. Der Abschluß des ersten Weltkrieges brachte im Vertrag von Versailles den berüchtigten Missionsparagraphen, der die deutschen Kräfte von der Missionsarbeit ausschließen wollte. Bisher hat sich gegen die deutschen Glaubensboten nicht eine Stimme von Klang erhoben, welche einem solchen Eingriff in die Rechte der katholischen Kirche das Wort geredet hätte. Wie die Lage ist, wird Rom auf die Mitarbeit der deutschen Missionare niemals verzichten. Stellte doch Deutschland zu Beginn des zweiten Weltkrieges 7695 Missionskräfte, d. s. 21 Prozent der Missionsarmee.

Belgien und *Holland* haben glänzende Missionsleistungen aufzuweisen. Belgien stellte 4000 Missionskräfte, Holland 6295, d. h. auf 560 katholische Holländer kam 1 Missionar. Von allen Priestern holländischer Abstammung (10.500) sind 25 Prozent (2416) Missionare. Auch hier brachten der Krieg und die Naziherrschaft einen Stillstand. Doch schon bald rafften diese Länder sich auf. Allein 1945 bis 1946 sind 1100 belgische Priester, Brüder und Schwestern in die Missionen gezogen. Bis anfangs 1947 sind aus dem kleinen, konfessionell geteilten Holland 1491 neue Missionskräfte, darunter 1008 Priester, in die Missionen abgereist. Diese Leistungen sind umso bedeutungsvoller, als diese Länder systematisch ausgeraubt worden sind. Holland wurde zweimal Kriegsschauplatz, während die Entsetzung Belgiens sich ohne schwere Kämpfe vollziehen konnte. Daher hat sich hier das Missionswesen (Vereine, Zeitschriften, wissenschaftliche Publikationen) schnell wieder erholt.

Frankreich hat am missionarischen Nachwuchs besonders durch Deportationen, Rekrutierungen, Zwangsarbeiten schwere Verluste zu verzeichnen. Trotzdem konnten das Lyoner Seminar und die Weißen Väter ihren Missionen in Afrika neuen Nachschub sichern. 1941 reisten 21 Lyoner Missionspriester nach Liberia und Nigerien, 1942 12 nach Dalomey und zur Goldküste. Eine Gesamtübersicht über die Stärke der Entsendungen während des Krieges ist zur Zeit noch nicht möglich. In diesen Jahren durften keine derartigen Mitteilungen gemacht werden. Nun aber hat das Pariser Seminar seine ersten Missionsentsendungen melden können. Die Missionswerke erstarken sichtlich. Nach und nach erscheinen wieder die Missionszeitschriften, besonders die „Missions catholiques". Die Missionsorganisationen sind wieder voll an der Arbeit. Die „Unio cleri" kann in Frankreich auf 25 Jahre ihres Bestandes verweisen. Ihr Organ erschien schon vor drei Jahren mit dem ersten Heft wieder in gewohnter Höhe. Das Interesse der Katholiken ist besonders rege für das „Opus Sancti Petri zur Heranbildung einheimischer Priester". Die Opfergaben für dieses Werk stiegen von 340.0000 Francs im Jahre 1940 auf 12,700.000 Francs 1945. Die politischen Entwicklungen in den französischen Kolonien, in Madagaskar und Hinterindien werden auch auf das heimische Missionswesen ihren Einfluß ausüben. Am Katholischen Institut von Lyon wurde ein Lehrstuhl für Missionswissenschaft errichtet (1940), ebenso (1945) ein Laboratorium zur Erforschung der Heilmethoden gegen den Aussatz. Ein Hospital für diese Kranken unter der Leitung der Franziskanerinnen-Missionärinnen Mariens ist bereits eingerichtet. Die alle Nationen überragenden Missionsleistungen des katholischen Frankreich haben die rückwirkende Kraft des Missionsgedankens auf die Heimat bei der religiösen Erneuerung des Landes nach dem letzten Kriege erwiesen. Bischof de Solage sprach 1936 in der Wiener Katholischen Akademie über die jüngste religiöse Entwicklung Frankreichs und betonte dabei mit Nachdruck, daß gerade der Missionsgedanke und die Mithilfe des französischen Volkes am Werke der Verbreitung des Gottesreiches auf Erden eines der wirkkräftigsten Elemente war, die zur religiösen Erneuerung von Volk und Land beigetragen haben.

Seit dem Internationalen Akademischen Missionskongreß in Poznan (1927) erstarkte zusehends nach innen und außen das Missionswerk in *Polen*. Fast alle großen Missionsorden und -kongregationen gründeten Missionsanstalten im Lande, und ihre Provinzen übernahmen die ersten eigenen polnischen Missionsgebiete (Nord-Rhodesien — Jesuiten; Japan — Franziskaner-Konventualen). Die Missionszeitschriften wiesen am Vorabend des Krieges rund 300.000 Abonnenten auf. Die Zahl der Gymnasiasten in den polnischen Missionshäusern war auf 1800 gestiegen. Wir wollen die Todesqualen und Schrecknisse der polnischen Missionspriester und -theologen in den K. Z.-Lagern übergehen. Wir beklagen den Tod fast des ganzen theologischen Missionsnachwuchses! Nach dem Friedensschluß übernahmen die polnischen Provinzen die Missionshäuser ihrer Orden in den von Deutschland abgezweigten Ostgebieten. Es sind der Nachrichten zu wenige, um auch nur annähernd einen Überblick zu gewinnen.

In *Italien* konnte sich das Missionswerk unter dem Faschismus leidlich entwickeln. Die Missionsimpulse, die vom Vatikan ausgehen, können sich bei der augenblicklichen Lage des Landes nicht auswirken. Jedoch berichteten bei der Generalversammlung der

päpstlichen Missionswerke im Juni 1947 die Vertreter Italiens von einem Neuerwachen der Missionswerke. Einzelangaben stehen heute noch nicht zur Verfügung.

In *Österreich* wurde nach der Okkupation des Landes (1938) der Kampf gegen die Missionswerke bald aufgenommen. Die Missionshäuser wurden beschlagnahmt, bzw. als staatsfeindliches Eigentum enteignet, die Missionsvereine aufgelöst und ihr Vermögen eingezogen. In kluger Voraussicht des Kommenden hatte Kardinal Dr. Innitzer die Missionszentrale zu einer Abteilung des Erzbischöflichen Ordinariats umgewandelt und so vor dem Zugriff der Machthaber gesichert. Die Missionsorganisationen der Akademiker, Theologen und Lehrer setzten im Missiologischen Institut der Erzdiözese Wien ihre Tätigkeit in der Stille fort. Die Zirkelabende fanden trotz aller Gefahren regelmäßig statt. In diesem Institut wurden auch die Aufgaben der sistierten Lehrkanzel für Missionswissenschaft an der Wiener Universität weitergeführt. Für die Pflege des Missionsgedankens in den Pfarreien ernannte Kardinal Dr. Innitzer eigene, ihm verantwortliche Dekanats-Missionsreferenten, die mit der Missionszentrale engen Kontakt hielten. Ähnlich war das Vorgehen in allen anderen österreichischen Diözesen. Die Weltmissionssonntage wurden in allen Jahren durchgeführt und zeitigten unerwartet große Erfolge. Zu jedem Weltmissionssonntag ergingen Anweisungen und Leitgedanken von den Ordinariaten an die Priester. Der Zuzug von vielen hundert Priestern und Theologen der unierten Ostkirchen nach Österreich verlangte, für ihren Unterhalt und ihre Weiterbildung zu sorgen. Auch hier mußten die Missionswerke helfend beispringen. Nach der Befreiung des Landes wurden die missionswissenschaftlichen Vorlesungen an der Wiener Universität wieder aufgenommen. Die 1945 neu gegründete Wiener Katholische Akademie hat eine eigene missiologische Sektion und hält gut besuchte missionswissenschaftliche Vorlesungen ab. Das wieder erschienene „Wiener Kirchenblatt" stand in seiner ersten Nummer im Zeichen der Weltmission. Zum Weltmissionssonntag 1945 richtete der Wiener Oberhirte ein eigenes Hirtenschreiben an die Gläubigen und ordnete in allen Pfarreien die Einführung der päpstlichen Missionswerke an. Die Diözese St. Pölten ließ in allen Dekanaten Konferenzen über die Begründung der Mission und die Missionshilfe halten. In allen anderen Diözesen wird mit erhöhter Kraft gearbeitet. Eine Reihe von Missionszeitschriften erscheint wieder, vor allem die Organe der päpstlichen Missionswerke, wenn auch zeitbedingt in Folge, Umfang und Ausstattung.

So hat sich in den vom Krieg heimgesuchten Ländern Europas die Kirche auf dem Gebiet des Missionswesens schnell erholt, so schwer die Rückschläge während der letzten Jahre auch gewesen sind. Das beweist auch wiederum die immer junge Lebenskraft des Katholizismus.

Von den *Ländern, die nicht direkt vom Krieg betroffen wurden*, nennen wir an erster Stelle die *Schweiz*. Trotz der Neutralität war auch sie von den Missionen abgeschnitten. Aber sie blieb sich ihrer bevorzugten Aufgabe bewußt. Von 1939 bis 1944 gelang es noch 84 Missionspriestern, Brüdern und Schwestern, aus der Schweiz in die Missionen abzureisen. Anfang 1946 standen rund 200 Priester, Brüder und Schwestern für die Abreise bereit. An der Universität Freiburg bestand seit 1931 ein missiologischer Lehrstuhl. 1934 wurde ein Institut für missiologische Studien eröffnet.

Für den Missionsgedanken werben 43 Zeitschriften. Es ist erfreulich, daß in der Zeit, da die „Zeitschrift für Missionswissenschaft" in Münster nicht erscheinen konnte, die Schweiz die Tradition in „Neue Zeitschrift für Missionswissenschaft" aufnahm. Als engerer Redaktionsstab zeichnen außer einem Universitätsprofessor von Freiburg drei Schüler der Münster'schen Schule. Der Verlag Aschendorff-Münster hat inzwischen das Wiedererscheinen der alten ZM. angekündigt. Eine reiche Missionsliteratur konnte in den Kriegsjahren erscheinen. Die starke Inanspruchnahme der Schweiz durch die Kriegshilfswerke hat naturgemäß die Einnahmen der päpstlichen Missionswerke beeinflußt. Von 1940 bis 1943 gingen sie zurück, um 1944 wieder die Höhe von 1938 zu erlangen.

Spanien erlebte während des Krieges die Gründung zweier weiblicher Missionsgesellschaften. 1946 wurde im Rahmen des „Obersten Rates für wissenschaftliche Forschung" ein Institut zur Pflege der Missionswissenschaft errichtet, das die „Missionalia Hispanica" und die „Bibliotheca missionalis Hispanica" herausgibt. Während der Kriegsjahre konnte Spanien eine größere Anzahl Missionare, vor allem nach Afrika, entsenden. Vom 17. bis 24. Juni 1947 wurde aus Anlaß des 28jährigen Bestandes des spanischen Weltpriester-Missionsinstituts in Burgos ein Missionskongreß der „Unio cleri" abgehalten. Die Bedeutung dieser Tagung wurde unterstrichen durch die Botschaft des Kardinalpräfekten der Propaganda, Fumasoni-Biondi, in der er fanatische Leidenschaft, Liebe und Hingabe des Priesters an die Missionssache und Studium der Missionsfrage, sowie peinliche und gewissenhafte missiologische Ausbildung der Theologiestudierenden forderte, um das christliche Volk mit neuem Leben und neuer Kraft zu erfüllen. Das katholische Spanien will sich seiner großen missionarischen Vergangenheit in der gegenwärtigen Stunde würdig erweisen.

Portugal schloß 1940 mit dem Apostolischen Stuhl ein Abkommen, das die Errichtung der Hierarchie in Mozambique, Angola und Portugiesisch-Timor vorsieht. Von Portugal aus konnten in den Kriegsjahren dauernd Missionsentsendungen, hauptsächlich in seine afrikanischen Kolonien, erfolgen (1941 und 1942: 65 Priester). Die junge „Portugiesische Gesellschaft für die Missionen in Übersee" entfaltet sich vorzüglich (1945: 52 Priester). Die im Lande ansässigen Missionsorden und -kongregationen melden eine starke Zunahme der Ordensberufe.

Irlands Missionshilfe hat sich während des Krieges verstärkt. Monatlich konnten 18 irische Missionäre ihre Reise in die Missionsländer antreten. Für ihren Unterhalt kam die Heimat auf. Am trostvollsten sind die Nachrichten, daß die Missionsberufe in den Kriegsjahren stark im Wachsen begriffen sind. Die Missionshäuser der Weißen Väter, des Lyoner Seminars, der Missionare vom Heiligen Geist, der Mariannhiller und der Gesellschaft des Göttlichen Wortes stehen in stark aufsteigender Entwicklung. Die Missionszeitschriften und -werke haben ihre werbende Aufgabe im letzten Völkerringen glänzend erfüllt. Die „Insel der Heiligen" blieb sich ihrer Verantwortung bewußt.

Eine neue Situation schafft die überraschend starke Entfaltung der Missionssache in *Nord- und Südamerika*. Der Katholizismus *Nordamerikas* ist sich gleich zu Beginn der blutigen Auseinandersetzungen in Europa seiner missionarischen Verantwortung bewußt gewesen. Bis zum Eintritt in den Krieg kam die finanzielle und wirtschaftliche Hilfe für die Missionen fast ausschließlich aus

Amerika. Das 300jährige Jubiläum des Martyriums des ersten amerikanischen Missionars, P. J. Jogues (24. November 1946), nahm Papst Pius XII. zum Anlaß einer Radiobotschaft an die amerikanischen Katholiken, in der er den Besitz des wahren Glaubens als missionarische Verpflichtung bezeichnete. Starke Impulse gingen davon aus. Nordamerika rückt immer mehr an die führende Stelle der missionierenden Völker. Sein Einfluß in Ostasien wird immer entscheidender. Generalissimus Tschiangkaischek erbat von Präsidenten Truman die Entsendung von 20.000 amerikanischen Intellektuellen nach China. Es wird Aufgabe der Katholiken sein, daß das katholische Element entsprechend vertreten sein wird. Gleich nach Einstellung der kriegerischen Handlungen in Ostasien zogen bereits starke Missionstrupps in die heidnischen Länder. Zwei Schiffe mit rund 2000 Priestern und Missionsschwestern wurden 1946 gechartert, die diese namhafte Verstärkung in ihre Bestimmungsländer brachten. Die Missionsberufe haben sich stark vermehrt. Die Missionsbildungsanstalten sind voll besetzt. Die Missionshäuser der Maryknoller Missionare waren mit den auf die Abreise wartenden Missionaren überfüllt, und diese mußten zeitweise anderweitig untergebracht werden.

Auch *Kanada* erlebte eine wesenhafte Stärkung des Missionsinteresses. Selbst die kriegerischen Gefahren hielten von der Entsendung der Missionskräfte nicht zurück. Im Jänner 1941 reisten 12 Weiße Väter von Quebeck nach Ostafrika. Als Mitte März 1941 17 Missionare von Kanada sich auf dem Wege nach Basutoland (Afrika) befanden, gerieten sie in deutsche Hände und wurden interniert. Bis Mitte 1946 waren seit Kriegsende 61 Priester, 38 Brüder und 111 Schwestern in die Missionen abgereist. 190 standen zu diesem Zeitpunkt bereit.

In *Südamerika*, insbesondere in Brasilien und Argentinien, erlebten die letzten Jahre einen wahren Missionskreuzzug. Die durch die Kriegsereignisse geschaffene alarmierende Lage auf den Missionsfeldern weckte weite Kreise zur Mitarbeit. Die Missionshilfswerke erfuhren besonders durch die Werbearbeit der missionierenden Orden eine sprunghafte Höhenentwicklung, und die Missionsbildungsstätten berichten von einer wachsenden Zahl der Berufe. Nahezu in alle Missionsländer sind Glaubensboten von Brasilien und Argentinien entsendet worden.

Wenn wir zum Schluß noch kurz von *Australien* eine ähnliche Entwicklung berichten, so sehen wir trotz aller Verluste und Rückschläge des Krieges das heimatliche Missionswesen ständig erstarken. Der zweite Weltkrieg hat die Mobilisierung aller christlichen Länder, auch jener, die bisher noch hinter anderen zurückstanden, gebracht. Die katholische Welt ist sich der entscheidungsschweren Entwicklung bewußt, in die der zweite Weltkrieg die heidnischen Völker gedrängt hat. Wenn heute noch das missionarische Verantwortungsbewußtsein der heimatlichen Basis das wichtigste Missionsproblem ist, dann hat der Krieg uns einen großen Schritt zu seiner Lösung weitergebracht. Die Entwicklung, als Ganzes gesehen, berechtigt zu vertrauensvollem Optimismus. Pius XII. hat am 20. Juni 1947 das Ziel für die Pflege des Missionsgedankens in der Heimat in die Worte gefaßt: „Unser Wunsch geht dahin, ... in den Herzen aller Gläubigen ein noch mehr erleuchtetes und tatkräftiges *Missionsgewissen* zu *wecken*, bereit zur Mithilfe, geneigt zum Opfer für die unvergleichliche Sache des Reiches Gottes."

Aus der Weltkirche

Von *Dr. Joseph Massarette*, Luxemburg

1. Eine hochbedeutsame Rede des Hl. Vaters. — 2. Kirchliche Sorgen in Polen. — 3. Vom IV. Internationalen katholischen Filmkongreß. — 4. Heilig- und Seligsprechungen.

1. Am 2. Juni, am Fest des Hl. Papstes und Bekenners Eugen I., an seinem Namenstag, empfing *Pius XII.* in seiner Privatbibliothek die in Rom anwesenden Kardinäle und die Mitglieder des diplomatischen Korps zur Gratulation. Dabei richtete das Oberhaupt der Weltkirche in einer Ansprache an alle Staatsoberhäupter die dringende Aufforderung, jede Gelegenheit zur Wiederherstellung normaler Beziehungen zwischen den Nationen auszunützen. Er betonte: „Die sich heute noch bietende Gelegenheit könnte — was Gott verhüten möge! — die letzte sein." Eingangs wies der Hl. Vater auf das Problem der von der Menschheit glühend herbeigesehnten internationalen Sicherheit hin, um sorgenvoll festzustellen, daß die erste Jahreshälfte uns dem Ziel dieser Sehnsucht keineswegs nähergebracht hat. Das Mißverhältnis zwischen der Größe der Aufgabe und der beschämenden Unzulänglichkeit der vorgeschlagenen Lösungen scheint unüberbrückbar. In den nächsten Monaten wird sich herausstellen, ob das Heil der Menschheit gesichert oder bei Verpassung der letzten Gelegenheit ihr Verderben besiegelt wird. Der Papst geht mit den Siegerstaaten streng ins Gericht und verurteilt gewisse Maßnahmen, die mit Bestrafung der Kriegsschuldigen nichts gemein haben, sondern von denselben Irrtümern und Ungerechtigkeiten, denen das besiegte Regime verfallen war, eingegeben scheinen. „Welcher einsichtige Mensch wollte im Elend und Ruin seines Nachbarn eine Garantie für seine eigene Stabilität und Sicherheit erblicken?" Physische und sittliche Gesundheit der Völker, öffentliche Ordnung im Innern und nach außen hin, gut nachbarliche Beziehungen bilden die Grundlagen der Sicherheit. Es gibt keinen schlechteren Ratgeber als die Furcht; sie wird leicht zum Anlaß einer Katastrophe. „Wahre Sicherheit muß sich vor allem auf die allgemeine *Wohlfahrt aller Völker* stützen." Die Nationen der ganzen Welt sind so eng untereinander verknüpft, daß Hindernisse, die einer weitgehenden Freiheit des geistigen wie materiellen Austausches entgegenstehen, auch den Weltfrieden bedrohen. Falsche Propheten verbreiten skrupellos bald mit List, bald mit Gewalt gewisse Systeme der Weltorganisation wie des neueren staatlichen Aufbaues, die der natürlichen Ordnung widersprechen, antichristlich und gottlos eingestellt und daher durch die Kirche verurteilt sind. Solche Männer und Systeme treten gern unter der Maske christlicher Nächstenliebe auf und winken den Völkern mit demagogischen Versprechen, die sie niemals erfüllen können. — Auch die wahre *Freiheit* ist unerläßliche Vorbedingung der allgemeinen Sicherheit. Millionen von Menschen ermangeln ihrer auch heute noch. Der die „Demokratie des Wortes" von der konkreten Wirklichkeit trennende Abstand fällt immer mehr auf. Gerade die Jugend ist in Gefahr, an dieser Einsicht Schiffbruch zu leiden und dem absoluten Nihilismus zu verfallen.

An das recht unerfreuliche Bild der gegenwärtigen Weltlage knüpft der Papst einen kräftigen Aufruf. „Unsere Söhne und Töchter auf der ganzen Welt sollen vertrauensvoll durch eine letzte

aufrichtige Anstrengung zur Verwirklichung der unerläßlichen Vorbedingungen von Sicherheit und Frieden: Allgemeines Wohlergehen und wahre Freiheit, beitragen. Die Kirche segnet alle Bestrebungen, die, frei von Demagogie, für ein Regime gesunder Wirtschaft und sozialen Wohlergehens eintreten und dadurch den Profiteuren des Klassenhasses und des Klassenkampfes den Boden entziehen. Die Kirche hat ihre eigene soziale Doktrin bei zahllosen Gelegenheiten verkündigt, verteidigt und nach Möglichkeit bei ihrer Verwirklichung mit Hand angelegt. Man möge voll Vertrauen zu seiner Überzeugung stehen!" „Denn die Zukunft gehört den Glaubenden, den Starken, die tatkräftig handeln, und nicht den Furchtsamen, den Liebenden und nicht jenen, die hassen. Die Kirche hat ihre Aufgabe in der Welt nicht nur nicht beendet, sondern geht neuen Eroberungen und neuen Prüfungen entgegen. Die ihr von der Vorsehung für diese schwere und entscheidende Zeit aufgetragene Mission besteht nicht im Abschluß eines müden Friedens mit der Welt, sondern in der Zusammenfassung aller Kräfte zur Schaffung eines wahren Friedens, der gleicherweise die Rechte Gottes wahrt, wie die Sehnsucht der Menschheit erfüllt." Hiezu bedarf es des guten Willens und der tätigen Mitarbeit aller Menschen und Völker; not tut aber auch die durch unser Gebet zu erflehende Gnade Gottes. Die durch Radio übertragene große Papstrede wurde in die offiziellen Kongreßakten (Congressional Record) der Unionstaaten aufgenommen. Solches ist nur möglich, wenn das Parlament sich einstimmig damit einverstanden erklärt.

2. Kirchliche Sorgen in Polen

Seit zwei Jahrzehnten war das Verhältnis zwischen Kirche und Staat in Polen durch ein Konkordat geregelt, bis eine nach Osten orientierte neue Regierung im Herbst 1945 einseitig und ohne stichhältigen Grund den Vertrag kündigte. Polen hatte gleich einem Dutzend größerer Staaten und einiger Miniaturstaaten am Prinzip der Unauflöslichkeit der *Ehe* festgehalten, bis ein Dekret, das am 1. Januar 1946 in Kraft trat, bestimmte, daß in den nächsten drei Jahren die Ehescheidung ohne weiteres erlangt werden kann, wenn beide Partner sie verlangen. Kirchenfeindliches Vorgehen war um so weniger angebracht, als die Haltung des Heiligen Stuhles gegenüber Polen in den Kriegsjahren ständig wohlwollend gewesen war. Pius XII. nahm dazu Stellung in einem unter dem 17. Januar 1946 an den polnischen Episkopat gerichteten Schreiben mit durchaus versöhnlichem Ton, das aber an Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt. Es heißt darin, daß die neue gesetzliche Verfügung die Festigkeit und Heiligkeit der Ehe bedroht. „Gemäß ihrer Pflicht haben die Bischöfe die Verteidigung der Familie übernommen. Doch hat man auf ihre Stimme nicht gehört. Sie mögen also den Gläubigen einschärfen, daß die Gesetze Gottes durch widersprechende Bestimmungen des Staates nicht erschüttert oder beeinträchtigt werden können und daß man demgemäß nicht daran denken darf, sein Eheband unerlaubterweise zu brechen auf Grund von Bestimmungen, die im Gegensatz zu Gottes Gebot stehen." Zu pflichtmäßiger, charaktervoller Wahrung heiliger, unveräußerlicher Rechte haben die *polnischen Bischöfe* der Warschauer Regierung ein Schreiben unterbreitet, das die *katholischen Forderungen* bezüglich der zu schaffenden Staatsverfassung darlegt. Für das Grundgesetz der Republik muß das unumstößliche Prinzip maßgebend sein, daß das Leben des einzelnen und das des Staates

klar und positiv dem natürlichen Sittengesetz unterworfen ist, weil jegliches Recht und Gesetz darauf beruht. Die Verfassung muß berücksichtigen, daß Polen ein katholisches Land ist. Soll die Republik der gesellschaftlich-politische Ausdruck der polnischen Nation sein, so muß der neue Staat seinen christlichen Charakter markieren, indem er Gott, den Herrn der Schöpfung, anerkennt und das katholische Gewissen der Staatsbürger achtet. Als Grundregeln des Staatslebens haben Legalität und Rechtschaffenheit zu gelten. Die bürgerlichen Freiheiten müssen gesichert werden: persönliche Freiheit, Religions- und Kultusfreiheit, Denk-, Rede-, Presse- und Vereinsfreiheit; Freiheit von der Nötigung, bestimmten politischen Bewegungen anzugehören, und Gewerkschaftsfreiheit. Nur die Rücksicht auf das Gemeinwohl und die Sicherheit des Staates kann Einschränkungen der staatsbürgerlichen Freiheit notwendig machen. Der Staat hat jedermann die Achtung der Menschenwürde zu garantieren. Ein jeder besitzt das Recht, für sich und seine Familie durch ehrliche Arbeit das zu einem menschenwürdigen Dasein Notwendige zu erwerben. Die Bischöfe fordern dann auch Schutz des Eigentums an Grund und Boden und Produktivgütern. Es darf weder das Eigentumsrecht durch übertriebene Steuerlasten noch die wirtschaftliche Privatinitiative unterdrückt werden. Nur wirkliche Notwendigkeiten können Eingriffe des Staates rechtfertigen. In bezug auf Beschränkungen des Eigentumsrechtes und des Eigentumsgebrauches sollen für alle Bürger dieselben Normen gelten. Politische oder materielle Privilegien für einzelne oder Gruppen sollen ausgeschlossen sein. Niemand steht über dem Gesetz, und es darf keinem der Schutz des Gesetzes vor Gericht entzogen werden.

Zum Schutz von Ehe und Familie wird von der Verfassung Sicherung des rechtlichen Bestandes und der freien Entfaltung des Familienlebens erwartet. Den katholischen Familien soll die christliche Kindererziehung und der Religionsunterricht in den öffentlichen wie in den freien Schulen garantiert werden. — Die vier letzten Artikel betreffen das Verhältnis von Kirche und Staat, zu dem die Verfassung die rechtlichen Grundlagen schaffen muß. Die Kirche will in freier Erfüllung ihrer religiösen Sendung ihre geistige Autorität und Jurisdiktion ausüben, darf bei der Regelung des Kultus, der Verwaltung des Lehramtes und ihrer sonstigen religiösen Tätigkeit in ihrem Bereich nicht behindert werden. Sie hat ein erworbenes Recht auf Gründung von Priesterseminarien und Konvikten, Genehmigung von Ordensgenossenschaften. Sie darf im Rahmen der staatlichen Gesetzgebung katholische Vereine schaffen und leiten, Kindergärten, Waisenhäuser, Schulen, Erziehungsanstalten, Altersheime, Wohlfahrtsanstalten, Spitäler, Druckereien und Verlagshäuser besitzen oder errichten. Ihr muß daher die Möglichkeit zuerkannt werden, gemäß den geltenden Gesetzen Mobiliar- und Immobiliarbesitz zu behalten, zu erwerben, zu verwalten und zu veräußern. — Das Denkschreiben des polnischen Episkopats schafft eine klare Situation. Mag auch die eine oder andere Forderung etwas weitgehend erscheinen, es handelt sich im wesentlichen doch nur um die Rechte der Freiheit und Würde der menschlichen und christlichen Persönlichkeit, wie sie der Papst immer wieder freimütig und energisch betont hat.

Bezeichnend für Geist und Tendenz der gegenwärtigen Machthaber ist die Verfügung des Unterrichtsministeriums, wonach die bisher im Rahmen der juristischen Fakultäten der polnischen Uni-

versitäten abgehaltenen Vorlesungen und Prüfungen über kanonisches Recht wegfallen. Trotz des Einspruchs der Fakultäten in Warschau und Krakau wurde der Erlaß, ein unbegründeter Willkürakt, aufrechterhalten. Im polnischen Rechtsstudium dürfen nur noch Fragen des Staatskirchenrechtes behandelt werden.

3. Vom IV. Internationalen katholischen Filmkongreß

Vom 15. bis 22. Juni 1947 vereinigte in Brüssel ein von der Internationalen katholischen Cinéma-Organisation (OCIC.) im Rahmen des großen Filmfestivals veranstalteter Kongreß Vertreter von achtzehn Nationen. Dazu bestimmt, auf Grund der Filmenzyklika „Vigilanti cura" Pius' XI. die Richtlinien einer künftigen, möglichst rührigen Aktivität festzulegen, nahm diese Studienwoche einen sehr befriedigenden, zu großen Hoffnungen berechtigenden Verlauf. Unter Vorsitz des Apostolischen Nuntius Msgr. Cento wurde der Kongreß im „Palais des Académies" vor einem erlesenen Publikum eröffnet. Léon Roels, Präsident des belgischen katholischen Filmzentrums, entbot in drei Sprachen allen den Willkommgruß seines Landes. Dann sprach Abbé Dr. Jean Bernard (Luxemburg), Direktor des großen Tagblattes „Luxemburger Wort", der nach dem Hinscheiden des Präsidenten von OCIC., Kanonikus Brohée, als Generalsekretär die Leitung des Verbandes übernommen hatte. Er huldigte dem Andenken des Pioniers katholischer Filmarbeit, und der Vertreter des Papstes sprach ihm im Namen der Versammlung ein feierliches „Requiescat" nach. Es folgte ein freier, gedankenreicher Vortrag des als Ehrengast erschienenen hervorragenden Wirtschaftspolitikers Paul Van Zeeland, der einige Zeit belgischer Ministerpräsident gewesen war. Er bezeichnete sich als Laien im Kinowesen, wußte aber dazu Neues zu sagen, das wohl geeignet war, aufrüttelnd zu wirken. Er schloß mit der eindringlichen Mahnung, alles aufzubieten, damit der Film ein wirksames Friedenswerkzeug zur Sicherung der Welt würde. Zum Schluß verband der Apostolische Nuntius Worte kraftvollen Ansporns mit der Spendung des päpstlichen Segens.

Einer Reihe von Kommissionen waren einzelne Fragen zu gründlicher Erörterung zugewiesen worden, wie: Die nationalen Filmämter und ihre Aktion auf das Publikum; Filmindustrie und Filmhandel; Zusammenschluß von Kinotechnikern; Die Filmpresse; Das Kino in den Missionsländern. Diese Arbeitssitzungen boten viel Anregung und Belehrung, brachten auch Resolutionen in Vorschlag, die dem Generalrat unterbreitet wurden. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Auch in den Plenarsitzungen gewannen einzelne Redner dem Filmproblem einen neuen überraschenden Aspekt ab. — Am vorletzten Tag hatte der Generalrat die Wahl des OCIC.-Vorstandes vorzunehmen. Sämtliche dreizehn Stimmen vereinigten sich auf den Namen von Abbé Jean Bernard als Präsidenten. Frl. de Hemptinne wurde Generalsekretärin und A. Ruszowski Generalsekretär für die Verbindung mit der Filmindustrie. Mehrere Veranstaltungen am Sonntag, 22. Juni, waren gleichsam die Krönung des IV. Internationalen katholischen Filmkongresses. In der bis zum letzten Platz gefüllten weithalligen Stiftskirche St. Gudule sang Msgr. F. Prosperini, Vizepräsident des OCIC. für Italien, unter Assistenz des Kardinals van Roey, Erzbischofs von Mecheln und Primas von Belgien, und in Anwesenheit zahlreicher hoher Persönlichkeiten ein Hochamt. P. de Coninck S. J. beleuchtete in kurzer Ansprache die Bedeutung des

Films bei der geistig-religiösen Erneuerung unserer Zeit. Er soll „Lichtträger" sein, nicht nur im materiellen, sondern auch im übertragenen Sinn. — Zu dem darauf in der Rotonde des „Palais des Beaux Arts" folgenden Empfang der Filmschaffenden und der Veranstalter des Festivals durch das Direktorium des OCIC. erschien auch der Kardinal-Erzbischof. — Nachmittags präsidierte der Kirchenfürst der feierlichen Schlußsitzung des Kongresses. Nach dem „Veni Creator" verlas der Präsident Dr. J. Bernard die gefaßten Resolutionen, die gleich den drei Ernennungen unter großem Beifall gutgeheißen wurden. Ein Vertreter der „Pax Romana" drückte die Sympathie dieser angesehenen Bewegung der katholischen Intellektuellen aus und betonte die Verantwortung der letzteren gegenüber dem Film. Die Hauptrede hatte der Dominikaner P. Grandjean zum Thema „Kirche und Film" übernommen. Filme, die nur als Predigt gelten könnten, verlangt die Kirche nicht. Ohne jegliche Darstellung des Bösen abzulehnen, fordert sie, daß das Böse niemals als etwas dem Menschen Natürliches oder Selbstverständliches, oder Verbotenes als erlaubt hingestellt oder gar empfohlen werde. Packend schilderte er die dem Film bei der Erneuerung der Menschheit zukommende Rolle. Dann sprach Kardinal van Roey das Schlußwort, nachdem er ein Telegramm aus dem Vatikan verlesen hatte. Er unterstrich die Wichtigkeit des Zusammenwirkens der katholischen Kräfte auf dem Gebiet des Films, nicht nur innerhalb der einzelnen Länder, sondern in einem weltumspannenden Aktionsplan. Weit entfernt, sich von der beruflichen Filmarbeit zu trennen, sollen die katholischen Filmbestrebungen dieselbe zu erfassen und zu durchdringen suchen. Demgemäß haben die Veranstalter des Kongresses ihn in den Rahmen des allgemeinen Filmfestivals verlegt. Der Film, dieser neuartige Ideenträger, wird seine erzieherische und kulturelle Mission nur im Lichte der Freiheit erfüllen. In bilderreicher Darstellung wies der Kirchenfürst hin auf die Dienste, die der Film, aus den Quellen des Edelmutes, des Heldentums, der Liebe zur Familie, zur Heimat und zur Religion schöpfend, der Wahrheit, Ehrlichkeit, Sittlichkeit, überhaupt jeglicher Tugend, leisten kann. Es ist Sache der Katholiken, in steter Wachsamkeit die Filmschaffenden an ihre Verantwortung und die hohen Aufgaben der Kinokunst zu erinnern.

4. Heilig- und Seligsprechungen

Höchsten Festschmuck trug die vatikanische Basilika bei der von Pius XII. vorgenommenen Kanonisation folgender Seliger: Nikolaus von der Flüe (15. Mai); Johannes de Britto, Giuseppe Cafasso und Bernardino Realino (22. Juni); Jeanne Elisabeth Bichier des Ages und Michel Garicoïts (6. Juli); Louis Marie Grignion de Montfort (20. Juli); Catherine Labouré (27. Juli). — Es wurden beatifiziert: am 13. April Contardo Ferrini (siehe 2. Heft); am 27. April Maria Goretti und am 4. Mai Alix Le Clerc. — Einige Angaben seien gestattet.

Ein hervorragender Basler Protestant, H. Christ, schrieb 1869 über *Nikolaus von der Flüe:* „Gestehen wir es nur, daß eine magische Kraft zu dieser edeln Gestalt uns hinzieht. Andere bedeutende Menschen teilen, oft in besonders hohem Grade, die Schwächen und Schäden ihrer Zeit. Frei von den Schäden seiner Zeit, steht Bruder Klaus da. Was an ihm von den Eigentümlichkeiten seiner Zeit zu spüren ist, jene wunderverzweigte Mystik, gibt dem vollkommen reinen Bilde erst seinen tiefen Reiz." — Aus dem am

21. März 1417 zu Sachseln in Obwalden geborenen Bauernknaben wurde ein frommer Landmann, kluger Amtsmann und Ratsherr und wackerer Krieger. Um sich in Gott zu verlieren, zerriß Nikolaus 1467 alle menschlichen Bande und zog sich von Frau und Kindern in die Einsiedelei Ranft zurück. Indem er 1481 zu Stans die entzweiten Eidgenossen versöhnte, wurde er zum Retter des Vaterlandes. Wie eine genaue Untersuchung bewiesen hat, lebte der Eremit während 20 Jahren ohne irdische Nahrung. Als er am 21. März 1487 starb, fühlten alle, daß er im Wirken immer lebendig sein würde. Zahllos sind jene, die nach Anrufung seiner Fürbitte in inneren und äußeren Nöten wieder Ruhe, Trost und Heilung gefunden haben. Georg Baumberger schließt seine 1906 erschienene Biographie des 1669 beatifizierten Nikolaus von der Flüe: „In dem großen Dreiklange, in dem sein heiliges Leben und dessen Inhalt unter den heißen Tränen und Küssen der Seinen ausklingt, in den drei gewaltigen Begriffen und ihrer innigen Verbindung: Religion, Vaterland, Familie wird er zu einer Universalgestalt, die in alle Völker strahlt, ein dreifacher Sieger für alle Zeiten!"

Ein apostolischer Held, dessen Leben dem spannendsten Roman gleicht, ist der 1647 zu Lissabon geborene *Johannes de Britto*, Sprößling eines hochadeligen Geschlechtes, Sohn eines ostindischen Vizekönigs. Er zog einer glänzenden Laufbahn den Eintritt in die Gesellschaft Jesu vor. Bereits 1673 begann seine Missionstätigkeit in Indien, die von außerordentlichem Erfolg gekrönt war. Wenn seine Seeleneroberungen nach Zahl und Qualität jene des hl. Franz Xaver überragten, so hat dazu seine Anpassung an die landeseigenen Sitten und Gebräuche, die für ihn rein bürgerlichen Charakter hatten, viel beigetragen. Er wurde 1685 und wieder im folgenden Jahr gefangen, erlitt entsetzliche Peinigungen und wurde des Landes verwiesen. Als Prokurator der Mission Malabar nach Portugal gesandt, sollte er dort für neue Unterstützungen und für Schlichtung gewisser Differenzen, die seine auch von eigenen Genossen angefeindete Missionsmethode betrafen, wirken. Gegenüber dem Drängen des Königs Pedro II., der ihn als Erzieher des Thronerben wünschte, ließ die Sehnsucht nach Mission und Martyrium Johannes de Britto 1690 nach Indien zurückkehren, wo er wieder Ungezählte für das Christentum gewann. Durch Bekehrung eines Prinzen erbitterte er dessen Frauen. Die Rachsucht einer derselben, Nichte des Königs von Marava, bewog letzteren, den unermüdlichen Glaubensboten zum Tode zu verurteilen. Johannes de Britto wurde am 4. Februar 1693 enthauptet.

Den nunmehr heiliggesprochenen französischen Volksmissionar *Louis Marie Grignion de Montfort* hielten die einen für einen Heiligen, andere wegen seines eigenartigen Auftretens für einen halben Narren. 1673 zu Montfort in der Diözese Rennes geboren, war der fromme Knabe bemüht, seine Geschwister und Kameraden für die innige Verehrung der Gottesmutter zu gewinnen. Seine uneigennützige Selbstlosigkeit war bereits vielen bekannt, als er mit 20 Jahren nach Paris wanderte, um Priester zu werden. Als das hohe Ziel im Jahre 1700 nach manchen Schwierigkeiten erreicht war, entfaltete Grignion zuerst im Hauptspital zu Poitiers einen außerordentlichen Seeleneifer. Doch bald begann sein apostolisches Wanderleben. Er hielt persönlich mehr als 200 Volksmissionen ab, trat furchtlos allenthalben der Sittenverderbnis entgegen, drang in Spelunken, Kasernen, verrufene Häuser ein und soll eine Menge nachhaltiger Bekehrungen unter schlimmsten Um-

ständen erzielt haben. Hauptsächlich in den Diözesen Luçon und La Rochelle wirkte er mit der ganzen Glut seines Herzens; er hinterließ dort ein bis jetzt unausgelöschtes Andenken, als er 1716 mit 43 Jahren bei einer Mission in Saint-Laurent-sur-Sévres vom Tod überrascht wurde. Louis M. Grignion de Montfort verfaßte innig-fromme geistliche Lieder und weit verbreitete, auch heute noch viel gelesene Schriften über die Eucharistie, das Kreuz und den Marienkult. Er stiftete die Kongregation der „Missionnaires de la Compagnie de Marie" und das „Institut des Filles de la Sagesse". Seit seiner Seligsprechung im Jahre 1888 wurden seiner Fürbitte zahlreiche Erhörungen zugeschrieben.

Am 15. April 1797 zu Ibarre im französischen Baskenland in dürftigen Verhältnissen geboren, war der *hl. Michel Garicoits* mit 12 bis 14 Jahren Kleinknecht, dann längere Zeit zugleich Schüler und Diener. 1823 zum Priester geweiht, zeichnete er sich zunächst als Vikar zu Cambon durch seelsorglichen Eifer aus. 1825 wurde er Professor und 1828 Superior des Priesterseminars zu Bétharram. Mit Ermächtigung seines Bischofs stiftete er 1841 in diesem Hause die „Gesellschaft der Priester vom Heiligsten Herzen Jesu", gründete Schulen und mittlere Lehranstalten, übernahm für seine Religiosen den Dienst an Kirchen und Wallfahrtsorten, schickte 1856 Missionäre nach La Plata und 1858 nach Buenos-Aires. Bei M. Garicoits als geistlichem Direktor der „Filles de la Croix d'Igon" haben mehr als tausend gottgeweihte Jungfrauen trefflichste Seelenführung gefunden. Dank dem am 14. Mai 1866 zu Bétharram gestorbenen Heiligen ist dieser bescheidene Ort, wo seit Jahrhunderten die Marienverehrung blühte, weithin berühmt geworden.

Der hl. Giovanni Bosco, Stifter der Salesianer, der größte moderne Jugenderzieher, äußerte manchmal: „Wenn ich was Gutes getan habe, so ist es *Giuseppe Cafasso,* dem ich es verdanke." In der Tat ist das Gute, das dieser nun kanonisierte Geistesmann persönlich wirkte und anregte, unberechenbar. Geboren am 16. Januar 1811 zu Castelnuovo d'Asti, war er von schwächlicher Gesundheit, verwachsen, aber sehr begabt und arbeitsfreudig. 1833 Priester, wurde er Professor der Moraltheologie zu Turin, sowie Rektor des geistlichen Konviktes und der Kirche S. Francesco d'Assisi. Unermüdlich als Prediger und Seelsorger, war er anderseits mit Erfolg bemüht, die in der Hauptstadt Piemonts vom Jansenismus und Rigorismus angerichteten Schäden auszutilgen. Er stand 68 zum Tode Verurteilten in ihrer letzten Stunde bei, und keiner von ihnen ist unbußfertig gestorben. Der überaus demütige Diener Gottes schrieb in seinem Testament: „Wenn ich ins Grab gestiegen sein werde, bitte ich den Herrn, er möge hienieden mein Andenken auslöschen, und ich nehme zur Sühne meiner Sünden alles an, was man in dieser Welt gegen mich sagen wird."

Die 1934 selig gesprochene und nun kanonisierte *Jeanne Elisabeth Bichier des Ages* (1773—1838) aus einer adeligen Familie in der Diözese Bourges, widmete sich früh der Armen- und Krankenpflege, wie auch der Waisenfürsorge. Unter der Leitung des hl. André Hubert Fournet gründete sie die Kongregation der „Filles de la Croix", genannt „Soeurs de Saint-André", und errichtete 1819 in La Puye das Mutterhaus der rasch segensreich wirkenden jungen Genossenschaft, die 1829 von Pius VIII. ein Belobungsbreve erhielt.

Die *hl. Catherine Labouré* (1806—1876), Vinzentinerin, geboren in einem Dörfchen des französischen Departements Cote d'Or, hat sich während eines halben Jahrhunderts in verschiedenen Spitälern, besonders zu Enghien, mit vorbildlicher Hingabe für Arme, Kranke und alte Leute geopfert, ein nimmermüder Engel der Nächstenliebe, Vorbild gottinniger Sammlung. Die von ihr bevorzugten niedrigsten Liebesdienste bezeichnete sie gerne als Perlen einer barmherzigen Schwester. Als junge Ordensfrau wurde C. Labouré mit Erscheinungen der unbefleckt empfangenen Gottesmutter beglückt; die Haupterscheinung fand am 27. November 1830 statt. Damit bleibt die „Médaille miraculeuse" verknüpft, die nach Überwindung anfänglicher Hindernisse in der ganzen Welt Verbreitung fand.

Der Stifterin der Chanoinesses régulières de Saint-Augustin, *Alix Le Clerc,* wurde erst 325 Jahre nach ihrem seligen Hinscheiden die Ehre der Altäre zuteil. Am 2. Februar 1576 zu Remiremont in Lothringen geboren, fand das begabte Mädchen einige Zeit Gefallen an weltlichem Tand, bis die Lektüre eines guten Buches eine entscheidende Wendung brachte. Unter Leitung des hl. Pierre Fourier, der weit über seine Pfarrei Mattaincourt hinaus vorbildlich wirkte, legte Alix im Jahre 1597 mit vier Gefährtinnen das Gelübde ab, als Chorfrau und Erzieherin der weiblichen Jugend ganz Gott anzugehören. Nach Empfang der päpstlichen Approbation wurden A. Le Clerc, jetzt Mère Thérèse de Jésus, und zwölf andere Jungfrauen im Mutterhause zu Nanzig feierlich eingekleidet. Dort starb die Stifterin bereits am 9. Januar 1622, ihrem Wunsche gemäß als einfache Ordensfrau. Noch blühen vortreffliche Lehranstalten ihrer Kongregation, auch genannt „Chorfrauen Unserer Lieben Frau", in Belgien, Luxemburg, England, Deutschland, Österreich, Ungarn, Italien, Brasilien und Indochina.

Daß die Mutter und der Mörder der feierlichen Seligsprechung eines bei Verteidigung der schönsten Tugend hingeopferten jungen Mädchens beiwohnten, ist gewiß ein einzigartiger Umstand. *Maria Goretti,* eine kaum zwölfjährige Halbwaise in der römischen Campagna, wurde am 5. Juli 1902 von einem im selben Hause wohnenden jugendlichen Wüstling, der ihr schon mehrmals nachgestellt hatte, mit dem Dolch überfallen. Indem sie den Unhold beschwor, doch an seine Seele zu denken, wehrte sie sich nach Kräften, bis sie niedersank. Trotz 14 tiefer Wunden lebte Maria noch wenige Stunden im Spital zu Nettuno. Sie verzieh dem Unseligen und versprach ihrer frommen Mutter, für seine Bekehrung zu beten. Das Gebet wurde erhört. Da das Betragen des Mörders im Gefängnis immer tadellos war, wurde er nach 27 Jahren begnadigt. Im Seligsprechungsprozeß trat er als Zeuge für die Reinheit und Unschuld seines Opfers auf. Als der Hl. Vater am Sonntag der Beatifikation 4000 Pilger empfing, unterhielt er sich eine Weile mit der glücklichen Mutter. Pius XII. beklagte in seiner Ansprache den Niedergang der Sittlichkeit in den letzten 50 Jahren. „Alle, denen das irdische Wohl und das ewige Heil der Frau am Herzen liegt", rief er aus, „müssen verlangen, daß die öffentliche Moral selbst die Ehre und Würde der Frau schütze. Möge die neue Selige durch ihre Fürbitte bei Gott erlangen, daß sich die Augen so vieler furchtsamen und sorglosen Christen öffnen!"

Literatur

A) Eingesandte Werke und Schriften

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte dieser Schriftwerke.

Der Weg des Lebens im Kirchenjahr. Herausgegeben von *Huber-Kammelberger.* II. Bewährungsweg (1. bis 24. Sonntag nach Pfingsten). Kl. 8° (480). Linz 1946, Verlag Katholische Schriftenmission. Kart. S 7.—, gebd. S 10.—. — Die Feste des August. Kl. 8° (368). Linz 1947, Verlag Katholische Schriftenmission. Kart. S 6.—, gebd. S 8.—.

Ratschläge für den Gebrauch der Meßbüchlein „Weg des Lebens". Kl. 8° (32). Linz, Katholische Schriftenmission. Brosch. S —.50.

Papstmesse „Si diligis". Abdruck aus dem „Weg des Lebens". Kl. 8° (9). Linz, Katholische Schriftenmission. Brosch. S —.30.

Deutsches und lateinisches Ordinarium. Sonderdruck aus dem Volksmeßbuch „Weg des Lebens" (Kirchenjahr). Kl. 8° (32). Linz, Katholische Schriftenmission. S —.60.

Fest des Allerheiligsten Herzens Jesu. Textabdruck aus dem „Weg des Lebens". Kl. 8° (26). Linz, Katholische Schriftenmission. S —.60.

Fest des Unbefleckten Herzens Mariens. Abdruck aus dem „Weg des Lebens". Kl. 8° (11). Linz, Katholische Schriftenmission. S —.30.

Meßordnung für verschiedene Meßformen. Kl. 8° (36). Wien 1946, Volksliturgischer Verlag (I., Zedlitzgasse 3). S —.60.

Kleine Meßordnung. Auszug aus der Meßordnung für verschiedene Meßformen. Kl. 8° (4). Wien, Volksliturgischer Verlag. S —.10.

Dempf, Alois. *Die Krisis des Fortschrittsglaubens.* Aphorismen zur geistigen Lage. 8° (40). Wien 1947, Verlag Herder. Geh. S 3.—.

Fonseca da, Prof. Dr. L. Gonzaga. *Maria spricht zur Welt!* Geheimnis und weltgeschichtliche Sendung Fatimas. 8° (278). 5. Auflage, nach der 8. italienischen Auflage übersetzt. Freiburg in der Schweiz 1945, Verlag der Paulinusdruckerei.

Fraebel, P. Alfred, S. V. D. *Altar, heilige Geräte und Paramente.* 8° (80). Unveränderte Neuauflage der Ausgabe von 1939. Mödling bei Wien 1947, Verlag der Missionsdruckerei St. Gabriel. Kart. S 3.50.

Hausleithner, Rudolf. *Gestalt und Gehalt der wahren Gesellschaft.* 8° (132). Linz 1947, Oberösterreichischer Landesverlag. Brosch. S 6.—.

Obernhumer, Dr. Johann. *Natternbach 1147—1947.* Eine Geschichte der Heimat. Mit acht Bildern und einer Karte. Gr. 8° (92). Linz 1947, Oberösterreichischer Landesverlag. Kart. S 6.—.

Schebesta, Paul. *Menschen ohne Geschichte.* Eine Forschungsreise zu den „Wild"-Völkern der Philippinen und Malayas 1938/39. 8° (231). Mödling 1947, Verlag der Missionsdruckerei St. Gabriel. Hlwd. gebd. S 23.70.

Silva-Tarouca, Amadeo. *Thomas heute.* Zehn Vorträge zum Aufbau einer existentiellen Ordnungs-Metaphysik nach Thomas von Aquin. 8° (212). Wien 1947, Verlag Herder. Hlwd. S 28.—, sfr. 14.—.

Simmerstätter, Dr. F. *Deine Pfarrgemeinde.* Kl. 8° (48). Salzburg 1947, Verlag Rupertuswerk. S 1.50.

Vetter, Marianus, O. P. *Erlöste Menschlichkeit.* Die Frucht aus dem Geiste. 8° (129). Wien 1947, Verlag Herder. Gbd. S 12.60.

B) Besprechungen

Vor der Entscheidung. Überlegungen zur seelischen Bedrohtheit des heutigen Menschen. Von *Michael Pfliegler.* 6. Aufl. 8° (163). Graz-Salzburg-Wien 1947, A. Pustet. Brosch. S 7.50.

Das Pfliegler-Buch war bei seinem ersten Erscheinen für viele bloß ein Kassandra-Ruf. Inzwischen aber haben seine Erkenntnisse eine erschreckende Bestätigung erfahren. Wer es noch nicht getan hat, möge sich in die Gedankengänge dieses Buches vertiefen, um wenigstens nachträglich eine Sinndeutung des anscheinend sinnlosen Zeitgeschehens zu gewinnen. Der Existentialismus — das Thema des Buches — ist in seiner heidnischen Form (Heidegger, Sartre, Camus), wie man richtig gesagt hat, die Krida-Erklärung unserer Kultur. In seiner mehr gläubigen Form (Jaspers, Marcel) mag er als wertvolle Ergänzung scholastischer Fragestellungen gelten. Die berühmte Ansprache Papst Pius' XII. auf dem letzten Philosophenkongreß in Rom zeugt dafür. Dem Seelsorger seien zur praktischen Auswertung existentieller Fragen neben diesem Pfliegler-Buch besonders die Schriften des Wiener Arztes V. Frankl dringend empfohlen, z. B. „Ärztliche Seelsorge", „Zeit und Verantwortung" (beide Deuticke-Verlag, Wien).

Linz a. d. D. *J. Knopp.*

Die Psalmen nach dem neuen römischen Psalter übersetzt von *Claus Schedl.* 8° (317). Wien 1946, Verlag Herder. Gbd. S 16.80.

Papst Pius XII. hat die ecclesia orans, hat die ganze Kirche mit einem neuen lateinischen Psalterium beglückt. An Stelle der vielen ärgerlichen Steine der Vulgata-Übersetzung ist genießbares Brot getreten. Das pianische Psalterium hat alsbald P. Dr. Claus Schedl aus der Kongregation der Redemptoristen ins Deutsche übertragen. Durch Rhythmus, Strophengliederung, sinngemäße Überschriften und klare, fließende Sprache weiß er die Psalmen dem Leser und Beter nahezubringen, versteht er, den Zauber des hebräischen Originals so weit als möglich zu wahren. Da eine gute Übersetzung schon Texterklärung ist, konnte sich der Verfasser mit einer kurzen Erklärung der schwierigsten Stellen am Ende seines Buches begnügen. Als Anhang sind beigegeben die Lobgesänge der drei Jünglinge, des Zacharias, des greisen Simeon und Mariens Hochgesang. Schedl zeigt sich als Orientalist, Exeget und Dichter.

Einige Bemerkungen seien gestattet. Manchmal ist das Possessivpronomen ohne sichtlichen Grund nicht übersetzt. Ps 4, 9 — wir folgen der Zählung Schedls — ist solus unbeachtet geblieben. Was ist im vorhergehenden V.: Du gabst mir Freude ins Herz, mehr, als wenn es von Weizen und Wein überströmt, unter „es" zu verstehen? Ps 11, 9 soll es wohl heißen: schreiten (ambulant) statt schreien, und Ps 111, 2: Same statt Name. In Ps 14, 4 bringt hassen (contemptibilem aestimat) nicht zum Ausdruck den Gegensatz zu ehrt (honorat) in V. 5. Bei Ps 67 sind die Verse 20 und 21 umgestellt. Bedeutet in Ps 88, 17: et iustitia extolluntur — ob deiner Gerechtigkeit jubeln sie laut? Ps 94, 7 fällt auf: Schäflein auf seiner Hand; ferner Ps 21, 21: Hand des Hundes. Ps 72, 19 befremdet

terror = Qual. Die Übersetzung von Ps 21, 10: Du zogst mich aus dem Schoße der Mutter, folgt dem alten, nicht dem neuen Psalterium. Die Wiedergabe von Ps 110, 4: Er machte berühmt seine Wunder, vernachlässigt memoranda (fecit mirabilia sua). In Ps 113 b, V. 14 ist multiplicabit wiedergegeben mit: es wird sich erbarmen. Was soll Ps 73, 7: sie entweihten am Boden das Zelt deines Namens? Muß vitulos in Ps 50, 21 wortwörtlich mit „Kälber" übersetzt werden? Welch herrlichen Schluß bildete V. 19! Bedarf die Liturgie wirklich der beiden erst später dem Psalm 50 angereihten Endverse? Als Druckfehler sei vermerkt: Simonsberg in der Überschrift des Ps 124, statt richtig Sionsberg.

Linz a. d. D. *Dr. Karl Fruhstorfer.*

Blutendes Christentum. Die Christenverfolgungen bis ins vierte Jahrhundert. Von *Anton Schraner.* 8° (270). Schaan (Liechtenstein) 1945, Verlag L. Hilty. In Leinen gbd. Fr. 7.—.

Der große Waffengang des totalitären Großstaates mit der geistigen Macht des jungen Christentums ist das unverwelkliche Paradigma für alle ähnlichen Kämpfe der Folgezeit bis auf die Gegenwart geblieben. Die Zäsuren bilden Decius, Diokletian und Licinius. Der Anhang verbreitet sich über einschlägige Sonderfragen.

Das Buch ist für weitere Kreise geschrieben und hat sich neben der Belehrung ausdrücklich Trost und Erbauung in schweren Stunden innerer und äußerer Leiden zur Zielsetzung genommen. Die jüngsten Vorgänge machen es erlebnisnah. Man ist immer wieder versucht, statt der antiken moderne Namen einzusetzen. So hat das Buch als Beispiel indirekter Schulung seinen besonderen Wert.

Linz a. d. D. *Dr. Karl Eder.*

Der politische Katholizismus in katholischer Schau. Von *Anton Schraner.* 8° (80). 2., erweiterte Auflage. Zürich 1947, Verlag Antonius-Buchhandlung, Apollostraße 20. Brosch. Fr. 2.—.

Die Schrift beleuchtet ein sehr umstrittenes Kampffeld. Sie verbreitet sich über den Begriff des politischen Katholizismus, über die oberhirtlichen Weisungen in dieser Frage, bringt Beispiele für den politischen Katholizismus und schließt mit einem Wort über den Sinn der Konkordate. Den meisten Raum nehmen die Beispiele ein.

Muten auch die Art dieser Auseinandersetzungen und die Verteilung der Akzente in den von den Zeitereignissen am meisten heimgesuchten Ländern etwas fremd an, so verdienen der Mut zum klaren Wort und die Anwendung der Grundsätze auf die verknotete Wirklichkeit alle Anerkennung.

Linz a. d. D. *Dr. Karl Eder.*

St. Augustine: Faith, Hope and Charity. Translated and annotated by the *V. R. Louis A. Arand, S. S., S. T. D.,* President of Divinity College, Catholic University of America Washington, D. C. 8° (165). (Ancient Christian Writers, The Works of the Fathers in Translation, No. 3.) Westminster, Maryland, U. S. A., 1947, The Newman Bookshop. Dollars 2.50.

Als dritter Band der „Ancient Christian Writers" erscheint das Enchiridion Augustins, das er 421 als Manuale der christlichen Lehre und des christlichen Lebens für Laurentius verfaßt hatte. In Anlehnung an das Credo und das Herrengebet entstand eine

Zusammenschau der christlichen Lehre, wie wir sie in unserer zerfächerten Zeit leider nicht mehr oder noch nicht kennen. Eine deutsche Übersetzung erschien u. a. 1930 von O. Scheel in Tübingen. Das Büchlein ist nicht nur für den Doctor Gratiae und die Mystik und Scholastik des Mittelalters belangvoll, sondern hat gerade unserer Zeit sehr Wesentliches zu sagen.

Die flüssige Übersetzung dieser Summula liest sich sehr angenehm. Im Anmerkungsapparat tritt unter der fremdsprachigen Literatur besonders die deutsche hervor. Die herrliche Friedensausstattung muß unseren Neid erregen.

Linz a. d. D. *Dr. Karl Eder.*

Psalterium Breviarii Romani cum excerptis e Communi Sanctorum secundum novam e textibus primigeniis interpretationem latinam Pii Papae XII auctoritate editum. 8° (VIII u. 422). Oeniponte 1946, Sumptibus et Typis Feliciani Rauch. In Leinen gbd. S 24.—.

Es wird wohl noch geraume Zeit dauern, bis wir die neuen Psalmen in neuen, schönen Brevieren zur Hand haben. Bis dahin müssen sich alle, die bereits die neuen Psalmen beten wollen, mit eigenen Psalterienausgaben behelfen. Der Verlag Rauch, Innsbruck, bietet hier einen sorgfältigen Neudruck. Gegenüber anderen Ausgaben ist hervorzuheben, daß, soweit als notwendig, auch das gesamte Commune Sanctorum für Hochfeste aufgenommen ist. Freilich hat dies beim Mangel an Spezialpapier wieder den Nachteil, daß dadurch das Format umfangreicher und größer als unsere gewöhnlichen Brevierbände geworden ist.

Linz a. d. D. *Spiritual Josef Huber.*

Begegnung mit Christus. Aus der Heiligen Schrift dargestellt von *Joseph Ernst Mayer.* 8° (184). Graz-Wien 1947, „Styria", Steirische Verlagsanstalt. Frz. brosch. S 10.50.

Wenn der Verfasser gleich im ersten Kapitel seines Buches sagt, wir sollen das Evangelium immer als gegenwärtige Botschaft lesen, dann ist damit schon Sinn und Inhalt der folgenden Betrachtungen gekennzeichnet.

Hat man im ersten Teil des Buches manchmal das Gefühl, als wären zuviel Worte und Erklärungen gebraucht und die Begegnung zwischen Mensch und Christus fast lehrhaft dargestellt, so schlägt doch immer wieder ein lebensvolles Wort, eine beglückende Erkenntnis des Verfassers den Leser in Bann. Allein der Abschnitt über das Kindsein vor Gott (S. 110) macht das Büchlein zu einem kostbaren und bleibenden Besitz.

Wird auch Menschenwort nie hinreichen, den eigentlichen Inhalt jedes Christenlebens, „die Begegnung mit Christus", darzustellen, so klingt doch vielleicht die Stimme dieses Büchleins mahnend und verheißend an manches leidgeprüfte oder lustversunkene Menschenherz.

Linz a. d. D. *M. Günthersberger.*

Als Priester im Konzentrationslager. Meine Erlebnisse in Dachau. Von *Leopold Arthofer.* 8° (148). Graz-Wien 1947, Ulrich-Moser-Verlag. Brosch. S 4.80.

Berichte über Konzentrationslager sind teils sehr begehrt, teils recht unbeliebt. Unbeliebt oft aus zwei Gründen: weil der Kulturmensch vor den geschilderten Roheiten zurückschreckt und im Berichte kaum das ertragen kann, was soviele Tausende jahrelang wirklich ertragen mußten, und weil die Schuldigen und ihre

Freunde es nicht wahr haben wollen, daß diese Greuel im Deutschen Reich tatsächlich existierten. Begehrt sind KZ.-Berichte von den einen, um die Rache zu schüren, von den anderen, um vorbehaltlos die Wahrheit zu erfahren und soviel Leid nicht einer unverdienten Vergessenheit anheimfallen zu lassen.

Dieses Motiv der absoluten Wahrheitsliebe ist der richtige und auch verpflichtende Grund, warum über die KZ. in Deutschland und anderwärts berichtet werden soll. Der Wahrheit und nur ihr dient das Büchlein von Pfarrer Arthofer. Sine ira et studio sagt es die Wahrheit, wie man sie nur auf Schritt und Tritt bestätigen kann, wenn man mehrere Jahre an Seite des Verfassers die Trübsale dieser Zeit miterlebte.

Kleine Gedächtnisungenauigkeiten sind demgegenüber überhaupt nicht von Belang. Im Interesse von Wahrheit und Gerechtigkeit ist dem Buch weite Verbreitung zu wünschen.

Steyr. *Joh. Steinbock.*

Oberösterreichische Heimatblätter. Herausgegeben vom Institut für Landeskunde am oberösterreichischen Landesmuseum in Linz durch *Dr. Franz Pfeffer.* Jahrgang 1, Heft 3, Juli-September 1947. Verlag des Amtes der oberösterreichischen Landesregierung, Linz a. d. D., Klosterstraße 7. Preis dieses Heftes S 6.90.

Die nach dem ersten Weltkrieg von dem Altmeister der oberösterreichischen Heimatkunde Dr. Adalbert Depiny begründeten „Heimatgaue" haben nach dem zweiten Weltkrieg in den „Oberösterreichischen Heimatblättern" eine würdige Fortsetzung gefunden. Auch sie wollen der Pflege der Heimatkunde, des Volkstums und der bodenständigen Kultur Oberösterreichs dienen. Außer einigen größeren heimatgeschichtlichen Abhandlungen bringt jedes Heft kleinere „Bausteine zur Heimatkunde". Daneben wird auch über die Heimatpflege in unserem Land berichtet. Wertvoll ist auch das Verzeichnis der oberösterreichischen Neuerscheinungen und die Zusammenstellung des heimatkundlichen Schrifttums über Oberösterreich. Die fast friedensmäßige Ausstattung der Hefte ist des erlesenen Inhalts würdig. Die Heimat- und Volkskunde ist eine Hilfswissenschaft der Pastoraltheologie. Für den Seelsorger ist die Kenntnis der Heimatgeschichte und vor allem des Brauchtums von größtem Nutzen.

Linz a. d. D. *Dr. J. Obernhumer.*

C) Neues religiöses Kleinschrifttum

Zusammengestellt vom Referenten für Schrifttum des Seelsorgeamtes Linz

Der Rosenkranz. Von *Maria Domanig.* Innsbruck, Verlag Felizian Rauch. Kart. S 1.50.

Mit dieser Neuausgabe erreicht dieses Rosenkranzbüchlein das 25. Tausend. Die hohe Auflage beweist besser als schöne Worte, wie freudig das kleine Werk aufgenommen wurde.

Eigentümer und Herausgeber: Die Professoren der Phil.-theol. Diözesanlehranstalt in Linz. — Verantwortlicher Redakteur: Dr. Maximilian Hollnsteiner, Linz, Harrachstraße 7. — Verlag und Druck: O.-Ö. Landesverlag, Ges. m. b. H., Linz, Landstraße 41. — Verlegt auf Grund Genehmigung Nr. 75 vom 9. Oktober 1945 des I. S. B.